DIE HALLESCHE KULTUR DER FRÜHEN EISENZEIT

INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
EINER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
MARTIN LUTHER-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG

VORGELEGT
VON

FRIEDRICH HOLTER
AUS KÖTHEN/ANHALT

HALLE 1934

iss. Halle

*34757

1. BERICHTERSTATTER: PRF. DR. DR. HAHNE.
2. BERICHTERSTATTER: PRF. DR. KARO.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

TAG DER MÜNDLICHEN PRÜFUNG: 27. JUNI 1928.

DIESE DISSERTATION ERSCHEINT GLEICHZEITIG IN DER: JAHRESSCHRIFT FÜR DIE VORGESCHICHTE DER SÄCHSISCH-THÜRINGISCHEN LÄNDER. BAND XXI. HALLE 1933.

TITEL: DIE HALLESCHE KULTUR DER FRÜHEN EISENZEIT.

Auf Grund des Skelett- und Urnengräberfeldes in Halle-Trotha, aus Resten eines Brandgräberfeldes in Halle-Kröllwitz und des Siedlungsfundes von Halle—Bad Wittekind.

SIE IST DER ERSTE TEIL EINER UMFANGREICHEN UNTERSUCHUNG, DEREN ZWEITER TEIL SICH MIT DER MITTELDEUTSCHEN SKELETTGRÄBERGRUPPE BEFASST; DIESER WIRD SPÄTER IN DERSELBEN VERÖFFENTLICHUNGSREIHE ERSCHEINEN.

I. Die Fundorte und ihre Beziehungen zur Umwelt.

Wie eine starke, befestigte Riegelstellung erheben sich fast unvermittelt aus der flachwelligen oder planen Umgebung von Halle unterhalb der heutigen Stadt die Reste einer permischen (rotliegenden) Porphyrdecke, durch die sich im Laufe der Zeiten der Saalefluß hindurchgeschnitten hat.

Die verhältnismäßig steilen Höhen beherrschen nach Norden, wie auch nach Süden hin, das Tal der Saale. Sie erscheinen wie von der Natur geschaffene Bastionen oder sichere Zufluchten und sind in früheren Zeiten bei stärkerem Anlehnungsbedürfnis des Menschen an naturgegebene Landschaftseigentümlichkeiten sicher gesucht gewesen. Nicht ohne Grund steht oder, besser, erwächst, auf einem ihrer Buckel die ehemals für uneinnehmbar gehaltene Burg Giebichenstein.

Bedenkt man ferner, daß die Saaleniederung in vergangener Zeit weithin von Sumpf- und Hochwassergürteln umgeben war, so erscheint es selbstverständlich, daß derart günstig gelegene Höhen, in nicht zu großer Entfernung von fließendem oder quellendem Wasser gern von Menschen aufgesucht und gehalten worden sind. Zumal in der hier in Betracht stehenden Zeit einer allgemeinen Klimaverschlechterung in Nordwesteuropa; die, wohl auch ein Heben des Spiegels der Auenströme bedingend, die Menschen mit ihren Siedlungen in stärkerem Maße als vorher und nachher auf die Höhen verwies.

Es mögen vielleicht auch Kämpfe um ihren Besitz ausgefochten worden sein, wovon nur noch ein archäologischer Befund Kunde geben könnte. Denn sie waren innerhalb eines großen Umkreises auch zugleich noch strategisch und wirtschaftlich ungewöhnlich wertvoll.

Gerade, als habe die Natur selbst mit solchen Bollwerken etwas Kostbares schützen wollen, liegen inmitten der Berge, wie ein getaßtes Kleinod, die Soolquellen. Der hohe Wert des Salzes in wirtschaftspolitischer Hinsicht in vergangenen Tagen mit kümmerlicher Ausbildung technischer Gewinnungsmöglichkeiten steht außer Frage.

Mancher heutige Zug an Menschen und ihrem Tun in solchen Gegenden hat seine Wurzeln in jenen Zeiten.

Zweifellos ist der Besitz solcher Quellen des Wohlergehens und Wohlstandes besonders geschätzt gewesen. Legen uns doch Funde aus anderen Gebieten mit Vorkommen von mineralischem Salze oder

Soolquellen nahe, daß die Besitzer dieser Schätze zu besonderem Reichtum und zu beachtlicher Macht gelangten.

Erinnern wir uns, daß eine Salzstätte wegen der tonangebenden Ausprägung und Reichhaltigkeit des Kulturgutes und des weiten Wirkungsbereichs einer ganzen Epoche den Namen geliefert hat: Hallstatt!

In unserem Falle allerdings scheint es sich aus den Funden zu ergeben, daß ein gewissermaßen fortgeschritteneres Händlertum, das über den Rahmen enger Volkszugehörigkeit hinausgewachsen war, aus verschiedenen völkischen Bestandteilen zusammengesetzt, die Naturschätze sich nutzbar gemacht hätte.

Ueberblicken wir die gesamte Kulturentwicklung des engeren Mitteldeutschland während der uns in diesem Rahmen angehenden letzten Periode der frühen Eisenzeit, so brauchen wir nicht zu zögern, unserem Halle in jenen Tagen die Rolle eines „Hallstatt" im kleinen für ein nicht geringes Gebiet zuzuweisen.

Als besonders wichtig für den kleinen Ausschnitt Mitteldeutschlands, dem im folgenden unsere Betrachtung gilt, kommt dazu, daß sich an der Stelle des heutigen Halle schon in sehr frühen, wohl schon neolithischen Zeiten Hauptstraßenzüge kreuzten.

Einmal die Straße von Nord nach Süd, die, dem Saaletal folgend, das Maingebiet bzw. das ostböhmische Becken mit der norddeutschen Tiefebene verbindet; das andere Mal Wege von West nach Ost, die, aus der goldenen Aue, der Mansfelder Mulde und weiter dem hessischen Lande kommend, an dem Südrand des Harzes entlangführen und in das elb-lausitzische bzw. schlesisch-mährische Gebiet leiten. Es gibt noch heute Bezeichnungen wie „die Salzstraße".

Kein Zweifel, daß an solchen Knotenpunkten Stauung und Verweilen eintraten, wohl innerhalb der Bevölkerung auch Erwerbszweige sich ausbildeten, die jedem etwas zu geben bzw. zu nehmen hatten.

Das wäre an sich schon ein Grund dafür, daß diese Stelle aus den allgemeinen Kulturformen des umliegenden größeren Gebietes herausgehoben erscheint.

Weil ohne besondere technische Mittel zugängliche Salzvorkommen nicht so dicht gesät sind und waren, und manche, heute allerdings erschließbare, für jene Zeit in Anbetracht der damaligen Ausbeutungsmöglichkeit ausfallen, müssen wir unbedingt annehmen, daß von weither vielerlei Volk an Orten mit nutzbarem Vorhandensein dieses lebensnotwendigen Minerals zusammenzog. Es kam diesen Stellen sicher wohl damals schon eine Art „internationalen", hanseatischen Gepräges zu (mit allen seinen Licht- und Schattenseiten), wie ja die Funde lehren und bestätigen.

Auch dürfen wir zuletzt nicht vergessen, daß — was uns nur indirekt faßbar ist — diese Orte wohl recht einflußreiche geistige Zentren gewesen sein mögen, von denen weltanschauliche bzw.

religiöse Strömungen Verbreitung in engere oder weitere Gebiete erfahren haben konnten; je nach der Bedeutung des Ortes. Der Begriff „Hallstatt" liefert doch wohl genügend Beweis für solche Annahme. Ließ doch der allgemeine Wohlstand an solchen Stätten schon zu, sich auf Gebiete zu wagen, die über den Rahmen alltäglichster Bedürfnisse einfacher Menschengemeinschaften hinausgingen.

Für uns ist noch eine andere Seite wichtig. Es macht sich besonders die vermittelnde Lage zwischen seit alters bekannten größeren Kulturbecken geschlossenen Charakters bemerkbar; wenn wir im Großen die norddeutsche Tiefebene als Ganzes, ebenso die böhmische Senke und das Gebiet zwischen Alpen bzw. Donau und dem deutschen Mittelgebirge betrachten.

Das mittlere Saaletal erhält, da das westöstlich streichende, von ihm durchschnittene Hügelland den Rand des norddeutschen Tieflandes bildet, die Bedeutung einer Vorhofspforte zu dem Wege, der durch die Mittelgebirgskämme in die südlichen und südöstlichen Tiefländer- und Kulturlandschaften führt.

Es gab sicher eine autochthone, lebensraumgebundene Mittelgebirgsbevölkerung, die sowohl Einströme aus den nordischen, wie auch aus Menschengruppen des Südens im Laufe der Zeit zu einer Lokalprägung vermischt hatte, sonst aber die Kulturwellen, ohne ihre Heimat aufzugeben, über sich hinweggleiten ließ.

Die Bewegungen dieser Bevölkerung haben innerhalb der mittelgebirgischen Hügellandschaft, wenigstens im wesentlichen, Begrenzung und Verlauf gefunden. In das Gebiet hinein oder hindurch stießen von Norden nach Süden wie auch umgekehrt die völkischen und geistigen Wellen der „nordischen", südlichen, westlichen und vor allem südöstlichen größeren Kulturen auf ihren Zügen.

In diesem Geschehen, dessen Verlauf durch die Beziehungen der oben genannten Großgebiete landschaftlicher wie kultureller Geschlossenheit erklärt wird, und das natürlicherweise das zentrale Mitteldeutschland zum Knotenpunkt hatte, liegt der Schlüssel zu der Physiognomie und Eigenart der Kulturentwicklung des engeren Mitteldeutschland in damaliger und, wie wir erleben, noch in heutiger Zeit.

Es scheint, als habe sich durch dieses von Anbeginn gegebene Schicksal der mitteldeutschen Landschaft in dem ihr eigentümlichen Menschentum mit seinen vielseitigen Beziehungsmöglichkeiten rassischer und geistiger Art eine besondere Fähigkeit herausgebildet, Fremdgut leicht und schnell einzubeziehen oder zu „verdauen".

Wir dürfen also, gestützt auf unsere Funde, bei der Sonderstellung der Stätte die Bestätigung eines Mischkreises von eigenem Charakter erwarten und wollen nun, nachdem wir versucht haben, die Allgemeinbeziehungen unserer Landschaft in einer kurzen Charakteristik aufzudecken, zunächst unser Augenmerk auf die einzelnen Fund- und Ausgrabungsstätten richten.

1. Halle - Trotha.

Das Gräberfeld und sicher auch die zugeordneten Siedlungen [1]) befinden sich nach den Anforderungen, die Menschen mit urgeschichtlicher Lebenshaltung an Wohnplätze zu stellen hatten, in jeder Hinsicht an ausgezeichneten Stellen.

Aus nördlich vorgelagertem, flächigem Gebiet erhebt sich am Südrand der Gemarkung Trotha (Stadtkreis Halle), dem Nordrand der Stadt Halle, auf dem rechten Saaleufer ein Porphyrschild, der von verschiedenen kleinen Erosionstälern durchschnitten ist.

Auf dem Nordabhang des Klausberg-Reilsberg-Komplexes liegt das Fundgelände; derOrt selbst auf einem kleinen Einzelhügel, dessen Form durch Bauten und Bodenveränderungen modernen Alters nicht mehr deutlich erkennbar ist. Der Hügel senkt sich nach der Halle und Trotha verbindenden Landstraße hin (NO) und erreicht etwa bei der Kreuzung der Seebener Straße mit dem Angerweg seine größte Höhe.

Die Porphyrhöhen ringsum bilden den Rand einer nach Norden geöffneten Senke. Der sonst bei vorgeschichtlichen Siedlungen gern benutzte Südhang konnte des schroffen Abfalls nach dem Haupttal der Saale — Prallhang Südwest — und eines kleineren Erosionsbeckens halber nicht besiedelt werden.

Der im Rücken gelegene Reilsberg gestattet weite Einsicht in die Umgebung. Die Höhenkuppen selbst waren mit großer Wahrscheinlichkeit eher Wachtberge oder Kultstätten. Die Talniederung kam der Ueberschwemmungsgefahr bei Hochwasser und ihres Sumpfcharakters wegen zum Siedeln nicht gut in Betracht.

Die Bodenfläche des eigentlichen Fundfeldes (Trothaer Straße 2, ehemalige „Sachsenburg") besteht aus rezenter Kiesauffüllung, die hauptsächlich den nördlichsten Teil mit einer obersten Schicht bedeckt. An einigen Stellen ist diese Füllschicht von Schwemmkeilen und Tonlinsen, Wasserrissen und Sedimenten aus Tümpelbildungen durchsetzt.

Das Liegende der obersten Schicht ist eine 0,5—1,2 m mächtige Dunkelerdebildung alluvialen Charakters, die bei näherer Untersuchung folgende Unterschiede erkennen ließ: Die oberen 35—40 cm der Dunkelerde waren deshumifiziert und entfärbt; erwiesen sich also als die Schicht der Ackerbearbeitung durch den Pflug (Pflugsohle ca. 35—40 cm tief). Der Boden in 10—20 cm Mächtigkeit an der Oberfläche dieser Schicht war durch Rasenbildung usw. wieder dunkel gefärbt und humifiziert.

Unter der Pflugsohle liegt, 40—70 cm mächtig, die von intensiver Ackerwirtschaft nicht beeinflußte Dunkelerde, eine ausgesprochene Kulturschicht. Denn überall in ihr, in jedem denkbaren Horizonte,

[1]) Es ist zu bedenken, daß vor dem Inkrafttreten des Ausgrabungsgesetzes und geordneter Pflege von Bodenaltertümern, sicher der größte Teil halleschen Fundmaterials unbekannt und unwiederbringbar verlorengegangen ist, wie aus der Fülle des trotzdem noch Geretteten zu schließen ist.

fanden sich Reste aus allen vorgeschichtlichen Kulturepochen. Ein Zeichen, daß es sich um ein Gelände handelt, das in der Vergangenheit, infolge seiner Lage, gern besucht und wertvoll war. Die Art der Funde zeigt, daß das Gebiet im Wandel von Zeiten und Kulturen bald einmal Wohn- bzw. Siedelstätte, bald Friedhof gewesen ist.

Das Liegende dieser Kulturschicht ist eine lehmig-sandige Bodenbildung von Lößcharakter, die nach der Hügelhöhe hin an

Abb. 1. **Lageplan der Fundstellen.**
1. Halle-Trotha. 2. Halle-Kröllwitz. 3. Halle-Wittekind.
Ausschnitt aus der topographischen Karte der Stadt Halle von G. Boettcher. 1:25 000

Mächtigkeit abnimmt, da der „gewachsene" gebirgige Untergrund nach dorthin ansteigt.

Die Lößschicht sowohl als auch die Fundschicht keilen nach der höchsten Erhebung hin aus; sie werden dort also tiefergehend vom Pfluge beeinflußt. Wir haben für diese Gegend des Feldes (südwest) nur noch zerstörte bzw. verstreute Funde zu erwarten.

Unter der Gesamtheit dieser Ablagerungen steht das Grundgebirge an, das für die Ausdehnung des Fundgeländes aus dem Zwischensediment des unteren Rotliegenden gebildet wird, das zwischen älterem und jüngerem Porphyr abgelagert worden ist. Die Rinde dieses Liegenden ist zum Teil in geringfügigem Maße zu Ton verwittert.

2. Halle-Kröllwitz.

Der Ort Kröllwitz (Stadtkreis Halle) liegt auf dem linken Saaleufer im Nordwesten der Stadt Halle. Seine Gemarkung schließt sich,

nur durch den Fluß getrennt, unmittelbar als Vorortbezirk an die Stadt Halle an.

Aus der nordwestlich vorgelagerten Flußniederung der Saale erhebt sich im Mittel etwa 30 m über dem Durchschnittsniveau des Tales eine Porphyrdecke, deren zutagetretende Schicht vom oberen Porphyr gebildet wird.

Sie ist der westliche, linke Flügel des quer zum Flußlauf liegenden Höhenriegels und liegt dem östlichen, rechten, zwischen Giebichenstein und Trotha, gegenüber.

Es können dem Gebiet nach seinem Gepräge und nach seiner Geeignetheit für Siedlungen bzw. strategische Anforderungen dieselben Eigenschaften zugeschrieben werden, wie sie eben für das Trothaer Gelände festgestellt worden sind.

Es wäre für die Zeit unserer Betrachtung durchaus möglich, daß die Höhen sich im Besitze verschiedener Verbände befunden hätten. Denn es kostete in jedem Falle eine Ueberquerung der Saale durch eine Furt oder Fähre, um zu den geschützten Soolquellen zu gelangen.

Das Fundgelände selbst liegt auf dem Scheitel des Porphyrschildes, in seinem südöstlichen Teil in der Nähe des Steilabhanges nach der Saale zu, oberhalb des Prallhanges des Flusses am westlichen Ufer (Kröllwitzer Straße 19).

Im Fundfeld breitet sich über dem liegenden, stark geklüfteten Porphyr eine verhältnismäßig dünne Schicht humöser Dunkelerde aus. Ihre Mächtigkeit schwankt zwischen 0,3 und 0,7 m. Die Schicht ist stark mit Verwitterungsbrocken des oberen Porphyrhorizontes durchsetzt, so daß ein geregeltes Bearbeiten der deckenden Erde für Ackerzwecke bisher wohl nicht stattgefunden haben kann. Dafür scheint auch die geringe Tiefe der Urnenbestattungen und deren verhältnismäßig guter Erhaltungszustand zu sprechen, wenn man nicht an Abschwemmen von Boden im Laufe der Zeiten denken will. Dagegen spricht jedoch, daß die Urnen hie und da unmittelbar auf die Verwitterungsrinde des Liegenden gestellt worden sind.

Wegen seiner die Umgebung beherrschenden Lage und der eben geschilderten Eigentümlichkeiten war der Boden wohl ehemals zum gemahnenden Begräbnisplatz besonders geeignet.

Es sind uns noch einige weitere spärliche Funde aus der fraglichen Zeit aus Kröllwitz bekannt. Siedlungsfunde und Wohnstättenreste dürften wir, falls solche noch entdeckt werden, mehr an den Randhängen des Plateaus zu erwarten haben.

3. Halle—Bad Wittekind.

In einem kleinen, von Westen nach Osten verlaufenden und in dieser Richtung ansteigenden Seitental der Saale, liegt, landschaftlich nicht ohne Reiz, im Norden der Stadt Halle, das Soolbad „Wittekind".[1])

[1]) Vergl. G. Herzberg: Geschichte der Stadt Halle an der Saale, von den Anfängen bis zur Neuzeit. Halle 1889.

Die Talsohle liegt im Mittel etwa 20 m unter der Höhe der benachbarten Erhebungen.

Der Nordrand des Einschnittes (Klaus-Reils-Galgenberg-Massiv) besteht aus oberem Porphyr, unterem Rotliegenden und unterem Porphyr; der Südrand in der Hauptsache aus oberem Rotliegenden.

Inmitten der Senke tritt die Soolquelle zutage, die in moderner Zeit künstlich erweitert worden ist.

Es läßt sich auf Grund der Siedlungsdichte und des Charakters der urgeschichtlichen Funde schließen, daß auch in jenen Tagen schon hier oder in der Nähe Soole zu erreichen gewesen sein muß. Ob die Quelle genau an derselben Stelle wie die heutige gelegen war, läßt sich nicht entscheiden.

Fest steht, daß die im Gebiet des Zechsteins oder (durch Klüfte hindurch) auch auf anderem Gestein hervortretenden Soolen in der für uns in Betracht kommenden Zeit und Gegend ein kultur- und wirtschaftspolitischer Faktor ersten Ranges gewesen sind. Wir müssen bedenken, daß während der eigentlichen Bronzezeit im nördlichen und mittleren Europa ein meist trockenes Klima geherrscht hatte, das in der frühen Eisenzeit seinen kontinentalen Charakter verlor und sich zunächst in ein extrem atlantisch-maritimes änderte. Die dadurch vermehrte Feuchtigkeit hat wohl in unseren Breiten in höherem Maße als früher alle Quellen, also auch die Soolquellen, fließen lassen.

Der eigentliche Fundplatz, zwischen dem Kesselhaus des Bades und der Wittekindstraße gelegen, hat als heutige Oberfläche eine etwa 1,3 m mächtige, seit der frühen Eisenzeit aufgeschwemmte oder rezente, künstlich aufgeschüttete Schicht von Erde und Porphyrschotter, die am oberen Horizonte aus 30 cm mächtiger, humöser Dunkelerde besteht.

Das Liegende dieser Schicht ist die ehemalige alluviale Oberfläche, von der her die Funde in den liegenden diluvialen, lehmigen Sand eingetieft sind.

Nachdem wir nun einen Ueberblick über die Fundstellen und ihre Zusammenhänge mit der engeren und weiteren Umgebung gegeben haben, wollen wir uns den Funden der einzelnen Orte selbst zuwenden.

II. Die Funde.

1. Halle-Trotha.

Fundkatalog und Fundkarte.

Um die Uebersichtlichkeit zu fördern, gebe ich im voraus, unbeschadet der späteren, nach inneren Zusammenhängen verlaufenden Anordnung, eine Fundliste mit der Reihenfolge der Entdeckung.[1]) Gleichzeitig werden in dieser Liste die Hauptkatalognummern der Funde in der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle-Saale angegeben (H. K:).

[1]) Fundstellennummern in arabischen Zahlen, die in der späteren Ordnung neben den römischen angegeben werden.

Für die Karte Abb. 2 sei folgendes bemerkt: Der Vertikaleinmessung (Südwest/Nordost) dient die Linie, die das Hauptgebäude des Grundstückes (mit der Ecke E) südwestlich begrenzt und deren Verlängerung als Basis; die Normale

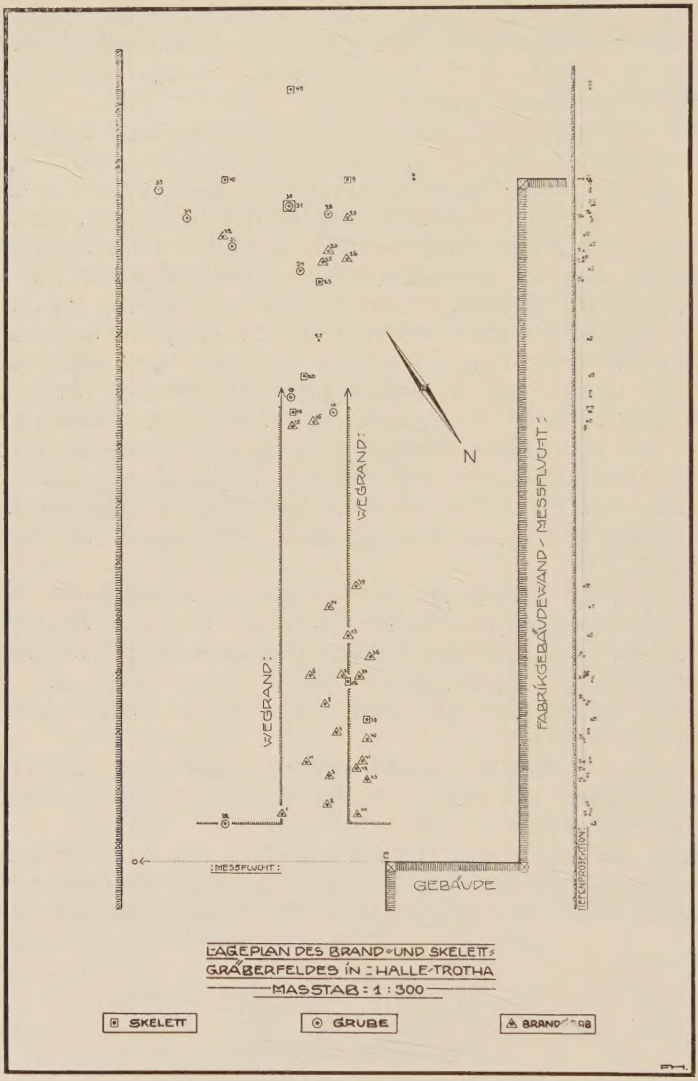

Abb. 2. **Plan des Gräberfeldes von Halle-Trotha.**

darauf als Richtung. Deren Größe wird bei den Einzelfunden im Text mit V bezeichnet.

Für die Horizontaleinmessung diente die Fabrikgebäudewand (W. G.) als Basis, die Normale darauf als Richtung. Deren Größe wird bei den Einzelfunden im Text mit H bezeichnet.

Die Tiefe der einzelnen Funde wird durch die Größe T bezeichnet und bezieht sich auf die Entfernung des Fundes vom unteren Rand der Pflugsohle. Es sind also

immer 35—40 cm zu addieren, um die Tiefe unter der als Meßflucht ungeeigneten heutigen Oberfläche zu ermitteln.

Fundstelle 1: Ist von Arbeitern zerstört worden.
V: 2,5 m; H: 12,5 m; T: 15 cm.

Fundstelle 2: Urne H. K: 24: 298 a.
Deckgefäßreste H. K: 24: 298 b.
Fibelfragment H. K: 24: 298 c.
11 Gefäßscherben H. K: 24: 298 d.
18 Scherben und Knochen H. K: 24: 298 e, f.
V: 3 m; H: 10,1 m; T: 20 cm.

Fundstelle 3: Tonschüssel H. K: 24: 299.
V: 4,5 m; H: 10 m; T: 20 cm.

Fundstelle 4: Urne H. K: 24: 300.
V: 6,8 m; H: 9,6 m; T: 25 cm.

Fundstelle 5: Urne H. K: 24: 301 a.
Deckgefäß H. K: 24: 301 b.
Beigefäß mit Henkel H. K: 24: 301 c.
Beigefäß H. K: 24: 301 d.
30 Scherben H. K: 24: 301 e, f.
Knochen H. K: 24: 301 g.
Bronzenadel H. K: 24: 302.
V: 8,3 m; H: 10,2 m; T: 15 cm.

Fundstelle 6: Urne H. K: 24: 303 a.
Beigefäß H. K: 24: 303 b.
Schädelfragment (menschl.) H. K: 24: 303 c.
V: 9,8 m; H: 11 m; T: 5 cm.

Fundstelle 7: Urnenscherben H. K: 24: 304
V: 9,8 m; H: 9,5 m; T: 10 cm.

Fundstelle 8: Bronzenadel H. K: 24: 305.

Fundstelle 9: Urnenreste H. K: 24: 306 a.
Deckgefäß H. K: 24: 306 b.
Deckschale H. K: 24: 307 a.
5 Urnenscherben H. K: 24: 307 b, c, d.
4 Scherben H. K: 24: 307 e.
Tonstützenbruchstück H. K: 24: 307 f.
Tierknochen H. K: 24: 307 g.
Hockerskelettreste H. K: 24: 308.
Skelettreste H. K: 24: 309.
V: 36 m; H: 9 m; T: 40 cm.

Fundstelle 10: Urne H. K: 24: 310 a.
Deckschalenfragment H. K: 24: 310 b.
22 Scherben H. K: 24: 310 c.
Rollkopfnadelfragment H. K: 24: 310 d.
Tonstützenbruchstück H. K: 24: 310 e.
Skelett H. K: 24: 311.
V: 36 m; H: 15,5 m; T: 25—50 cm.

Fundstelle 11: Urne H. K: 24: 312.
V: 5,25 m; H: 11,2 m; T: 35 cm.

Fundstelle 12: Skelettreste H. K: 24: 313 a.
Nadelscheibe H. K: 24: 313 b.
Scheibenkopfnadel H. K: 24: 313 c.
Oehrnadel H. K: 24: 313 d.
Spinnwirtel H. K: 24: 313 e.
V: 9,5 m; H: 9 m; T: 40 cm.

Fundstelle 13: Urne H. K: 24: 314 a.
Deckschalenreste H. K: 24: 314 b.
Gürtelhaken H. K: 24: 314 c.
Bronzering und andere -reste H. K: 24: 314 d.
13 Scherben und Henkelstück H. K: 24: 314 e.
Tonstützenbruchstück H. K: 24: 314 f.
V: 11,9 m; H: 9 m; T: 25 cm.

Fundstelle 14: Urne H. K: 24: 315 a.
Knochennadel H. K: 24: 315 b.
Scherben H. K: 24: 316 c.
Urnenreste H. K: 24: 316 a.
2 kleine Molaren H. K: 24: 316 b.
V: 13,4 m; H: 10 m; T: 32 cm.

Fundstelle 15: Urne H. K: 24: 317 a.
Deckschalenfragment H. K: 24: 317 b.
Bronzeringfragment H. K: 24: 317 c.
Bronzespirale H. K: 24: 317 d.
7 Scherben H. K: 24: 317 e.
Scherbenreste H. K: 24: 317 f.
V: 25,95 m; H: 11,9 m; T: 12 cm.

Fundstelle 16: Urne H. K: 24: 318 a.
6 Rand- und 4 Mittelscherben und Boden der Deckschale H. K: 24: 318 b.
Scherbenreste H. K: 24: 318 c.
V: 23,2 m; H: 10,8 m; T: 25 cm.

Fundstelle 17: Steinplatte H. K: 24: 319.
V: 23,7 m; H: 9,75 m; T: 85 cm.

Fundstelle 18: Skelettreste H. K: 24: 320 a.
Tierknochenreste H. K: 24: 320 b.
Hornzapfen H. K: 24: 320 c.
2 Scherben H. K: 24: 320 d.
V: 23,7 m; H: 11,9 m; T: 60 cm.

Fundstelle 19: 3 Scherben H. K: 24: 321 a.
Bronzerest H. K: 24: 321 b.
Tierknochenreste H. K: 24: 321 c.
V: 24,5 m; H: 12 m; T: 80 cm.

Fundstelle 20: Skelett H. K: 24: 322.
V: 25,6 m; H: 11,3 m; T: 47 cm.

Fundstelle 21: Bronzeringfragment H. K: 24: 323.
V: 27,5 m; H: 10,5 m; T: 30 cm.

Fundstelle 22: Steinpackung und Scherben.
12 Randscherben (1 mit Oesenhenkel) H. K: 24: 324 a.
10 Tonzylinderbruchstücke H. K: 24: 324 b.
Steinbeilbruchstück, durchbohrt, H. K: 24: 324 c.
Tierknochenfragmente H. K: 24: 324 d.
Hüttenbewurf H. K: 24: 324 e.
V: 2 m; H: 15,5 m; T: 45 cm.

Fundstelle 23: Steinpflasterung, Skelettreste H. K: 24: 325 a.
5 verschiedene Scherben H. K: 24: 325 b.
1 Silexsplitter und 1 Abschlag: H. K: 24: 325 c.
V: 30,6 m; H: 10,5 m; T: 0 cm.

Fundstelle 24: Trichterrandbecher H. K: 24: 326 a.
2 Scherben mit erhabener Leiste H. K: 24: 326 b.
2 Scherben mit Bandhenkel, 3 mit quergestellten Henkeln, eine Scherbe mit Henkelansatz H. K: 24: 326 c.
6 Rand-, etliche Mittelscherben, 3 Bodentellerscherben H. K: 24: 326 d.
Tierknochenreste, Hornzapfen H. K: 24: 326 e.

Silexabschlag H. K: 24: 326 f.
1 Nucleus H. K: 24: 326 g.
3 Reibsteine H. K: 24: 326 h.
V: 31,2 m; H: 11,5 m; T: 37 cm.

Fundstelle 25: 9 Scherben einer Deckschale H. K: 24: 327 a.
2 verschiedene Scherben H. K: 24: 327 b.
Bronzeringfragment H. K: 24: 327 c.
Tierknochenreste H. K: 24: 327 d.
V: 31,65 m; H: 10,3 m; T: 0 cm.

Fundstelle 26: Bruchstücke zweier Urnen H. K: 24: 328 a, b.
V: 31,8 m; H: 9 m; T: 0 cm.

Fundstelle 27: 22 Scherben einer Urne H. K: 24: 329 a.
Randscherbe eines Gefäßes H. K: 24: 329 b.
4 verschiedene Scherben H. K: 24: 329 c.
Leichenbrandreste H. K: 24: 329 d.
V: 32,2 m; H: 10 m; T: 5 cm.

Fundstelle 28: Reste eines menschlichen Schädels H. K: 24: 330 a.
6 verschiedene Rand-, 46 verschiedene unverzierte Mittelscherben H. K: 24: 330 b.
2 verschiedene Rand-, 3 verschiedene, verzierte Mittelscherben H. K: 24, 330 c.
2 Henkelscherben H. K: 24: 330 d.
1 Hirschhorn-Hackenfragment H. K: 24: 330 e.
Tierknochen H. K: 24: 330 f.
Tonstützenbruchstück H. K: 24: 330 g.
Silexgeräte und Bruchstücke H. K: 24: 330 h, i.
V: 34,2 m; H: 10 m; T: 45 cm.

Fundstelle 29: Urnenfragment H. K: 24: 331 a.
Teil einer Knochennadel H. K: 24: 331 b.
Randscherbe mit Henkel H. K: 24: 331 c.
3 Rand-, 20 verschiedene Mittelscherben H. K: 24: 331 d.
Kobaltperle H. K: 24: 331 e.
Bronzespuren H. K: 24: 331 f.
Knochen- und Zahnreste H. K: 24: 331 g.
V: 34 m; H: 9 m; T: 0 cm.

Fundstelle 30: Randscherbe eines verzierten Gefäßes H. K: 24: 332 a.
1 Rand-, 28 verschiedene Mittelscherben H. K: 24: 332 b.
2 Henkelscherben H. K: 24: 332 c.
2 Tonzylinderbruchstücke H. K: 24: 332 d.
4 Knochenreste.
V: 34,6 m; H: 12,1 m; T: 50 cm.

Fundstelle 31: Skelett H. K: 24: 333 a, außerordentlich reich ausgestattet.
2 Halsketten H. K: 24: 333 b.
2 Ohrringe H. K: 24: 333 c.
Bronzespiralfingerring H. K: 24: 333 d.
Bronzefingerring H. K: 24: 333 e.
2 Steigbügelarmringe vom selben Typ H. K: 24: 333 f.
1 Steigbügelarmring, unverziert, H. K: 24: 333 g.
1 Steigbügelarmring, längsverziert, H. K: 24: 333 h.
1 Haarnadel H. K: 24: 333 i.
2 Spiralscheibenkopfnadeln H. K: 24: 333 j.
1 Bronzehaken H. K. 24: 333 k.
V: 34,6 m; H: 12,1 m; T: 67 cm.

Fundstelle 32: 1 Urne H. K: 24: 334 a.
1 Deckgefäß H. K: 24: 334 b.
1 Henkelgefäßchen H. K: 24: 334 c.

1 kleines Gefäß H. K: 24: 334 d.
3 Hundezähne H. K: 24: 334 e.
Scherben H. K: 24: 334 f.
1 Pferdezahn H. K: 24: 334 f.
V: 33 m; H: 15,6 m; T: 5 cm.

Fundstelle 33: Grube, 7 Randscherben von verschiedenen Gefäßen, 27 unverzierte Mittelscherben von verschiedenen Gefäßen H. K: 24: 335 a.
1 verzierte Schulterscherbe H. K: 24: 335 b.
2 Scherben mit Bandhenkel, 1 mit Zapfen H. K: 24: 335 c.
1 hohler Tonkelch, 2 Bruchstücke eines solchen, Bruchstücke von massiven Tonzylindern H. K: 24: 335 d.
Tierknochenreste von Pferd, Rind und Ziege H. K: 24: 335 e.
2 Reibsteine H. K: 24: 335 f.
Hüttenbewurfreste H. K: 24: 335 g.
V: 32,5 m; H: 15,1 m; T: 50 cm.

Fundstelle 34: 2 mit Hohlkehle verzierte Mittelscherben H. K: 24: 336 a.
2 verschiedene Rand-, 13 verschiedene Mittelscherben H. K: 24: 336 b.
Tierknochenreste H. K: 24: 336 c.
Bronzeringfragment H. K: 24: 336 d.
V: 34 m; H: 17,5 m; T: 50 cm.

Fundstelle 35: 1 verzierte Mittelscherbe, 1 Randscherbe H. K: 24: 337 a.
1 Scherbe mit Bandhenkel H. K: 24: 337 b.
2 verschiedene Rand-, 21 verschiedene Mittelscherben H. K: 24: 337 c.
1 Tonzylinderbruchstück H. K: 24: 337 d.
Tierknochenreste, darunter Kieferstück von Ziege, H K: 24: 337 e
V: 35,5 m; H: 19 m; T: 45 cm.

Fundstelle 36: Urne H. K: 24: 338 a.
Henkeltassenrest H. K: 24: 338 b.
Kopfstück einer Knochennadel H. K: 24: 338 c.
Spitze einer zweiten Knochennadel H. K: 24: 338 d.
Ohrringfragmente H. K: 24: 338 e.
Scherben H. K: 24: 338 f.
V: 10,8 m; H: 7,8 m; T: 0 cm.

Fundstelle 37: Urnenfragmente H. K: 24: 339 a.
Deckschalen H. K: 24: 339 b.
Eiserne Kropfnadel H. K: 24: 339 c.
Kleiner Bronzering H. K: 24: 339 d.
Scherben H. K: 24: 339 e.
V: 9,75 m; H: 8,5 m; T: 0 cm.

Fundstelle 38: 1 Gefäß H. K: 24: 340 a.
1 Skelett H. K: 24: 340 b.
Eiserne Nadelreste H. K: 24: 340 c.
3 Steigbügelarmringe H. K:24: 340 d, e, f.
Mehrere Kobaltperlen H. K: 24: 340 g.
2 Scheibenkopfnadeln H. K: 24: 340 h.
1 Haarnadel H. K: 24: 340 i.
V: 7,5 m; H: 8 m; T: 40 cm.

Fundstelle 39: Urnenfragment H. K: 24: 341 a.
Deckschale H. K: 24: 341 b.
Beigefäßerest H. K: 24: 341 c.
Scherben H. K: 24: 341 d.
1 Henkelscherbe H. K: 24: 341 e.
1 graphitierte Scherbe H. K: 24: 341 f.
V: 14,5 m; H: 8,5 m; T: 0 cm.

Fundstelle 40: Urne H. K: 24: 342 a.
Beigefäß H. K: 24: 342 b.
Dosendeckel H. K: 24: 342 c.
Steigbügelarmring-Schmelzfragmente H. K: 24: 342 d.
6 Schmelzperlen H. K: 24: 342 e.
Bronzeblättchen und Sinterreste H. K: 24: 342 f.
7 Rand-, 15 verschiedene Mittelscherben H. K: 24: 342 g.
1 Henkelscherbe H. K: 24: 342 h.
Knochenreste H. K: 24: 342 i.
Tonstützenfragment, Lehmbewurf H. K: 24: 342 j.
V: 6,45 m; H: 8 m; T: 0 cm.

Fundstelle 41: Urnenfragment H. K: 24: 343 a.
1 Knochennadel H. K: 24: 343 b.
4 kleinere Bronzereste H. K: 24: 343 c.
2 Stückchen Holzkohle H. K: 24: 343 d.
V: 5,3 m; H: 8,25 m; T: 0 cm.

Fundstelle 42: Fragmente einer Urne H. K: 24: 344.
V: 4,9 m; H: 8,5 m; T: 0 cm.

Fundstelle 43: Urnenfragment H. K: 24: 345 a.
Beigefäß H. K: 24: 345 b.
Scherben der Deckschale H. K: 24: 345 c, d.
Knochennadelende H. K: 24: 345 e.
V: 4,8 m; H: 8 m; T: 0 cm.

Fundstelle 44: Urne H. K: 24: 346 a.
Deckel H. K: 24: 346 b.
Großes, gehenktes Beigefäß H. K: 24: 346 c.
Untersetzschale H. K: 24: 346 d.
Größere Napfschale H. K: 24: 346 e.
Kleinere Napfschale H. K: 24: 346 f.
Miniaturgefäß H. K.: 24: 346 g.
Schöpfkrug H. K: 24: 346 h.
Trinkbecher H. K: 24: 346 i.
Scherbengut H. K: 24: 346 k.
Bronzereste H. K: 24: 346 l.
V: 2,5 m; H: 8,5 m; T: 30 cm.

Fundstelle 45: Skelettreste H. K: 24: 348 a.
6 kleine Beigefäße H. K: 24: 348 b—g.
Randscherben H. K: 24: 348 h, i.
1 Feuersteinabsplitz H. K: 24: 348 j.
Tierknochenfragmente H. K: 24: 348 k.

Fundbeschreibung.

Die Skelettgräber.

Vorbemerkung: Um eine möglichst sinngemäße genetische Zusammenfassung der Fundarten zu erreichen, wurde die zufällige Reihenfolge der Entdeckung gelöst und die Skelett- und Brandgräber in neue Reihenfolge gebracht. Diese ist durch die römische Zahl, die Entdeckungsnummer in arabischer Zahl in Klammern angegeben.

Anlage und Inventar: Wie eingangs schon erwähnt, ist der Bestattungsplatz der frühen Eisenzeit in Halle-Trotha ein uraltes Kulturgelände, das manches Schicksal erfahren hat und im Laufe der Zeiten im Besitz verschiedener Menschengruppen gewesen ist. Seit der jüngeren Steinzeit (auch eine bandkeramische Scherbe

fand sich dort) bis in die Gegenwart — also durch den Verlauf von rund 4½ Jahrtausenden — ist der Boden tiefer hinabreichend oder oberflächlich in Bewegung gewesen. So sind z. B. neolithische Abfallgruben in ihn hineingeteuft und mit Zeugnissen ihrer Zeit gefüllt; in unmittelbarer Nachbarschaft liegen, wie die Streufunde beweisen, solche aus dem letzten Zeitabschnitt der Bronzezeit. Dann ändert sich die Benutzungsart. Aus einem Siedlungsflecken wurde ein Friedhof, eine Ruhestätte für die Toten aus gewissen Abschnitten der frühen Eisenzeit, die Zeugnisse in überraschender Reichhaltigkeit hinterließ; bis im vergangenen Jahrhundert der inzwischen ackergewordene Boden teilweise und oberflächlich bei gärtnerischen Anlagen bewegt wurde und endlich bei jüngsten baulichen Veränderungen im Jahre 1924 unsere wissenschaftliche Ausgrabung und Untersuchung vorgenommen wurde.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß die Beobachtung der interneren Fundumstände außerordentlich erschwert wurde. Dadurch, daß immer wieder im Laufe der Jahrtausende organische Oberflächenbestandteile: Grasnarben, Abfall der Hauswirtschaft usw. in die Tiefe gerieten, hat der Boden, die Kulturschicht, allmählich eine durchgehende gleichmäßige Färbung erhalten und eine entsprechende gestreute Verteilung der Kulturhinterlassenschaften aufzuweisen. Damit aber werden feinere stratigraphische Untersuchungen an einem Funde fast unmöglich. Denn, wenn etwa damals für eine Grabgrube Erde ausgeworfen wurde, gerieten natürlich beim Schließen die in ihr enthaltenen Reste voraufgegangener Kulturen mit hinein und lagen nun über der Grabanlage.

Versuche, die oberen Grubengrenzen festzulegen, mußten daher scheitern, soweit sie nicht ehemals in den liegenden Löß eingeschnitten worden waren, wie das bei dem Skelett-Grab VI (31) der Fall war.

Wir müssen uns vorstellen, daß man für die Körperbestattungen im allgemeinen eine im Grundriß rechteckige Grube mit abgeschrägten Wänden in die Erde hineinschnitt. Allgemeines Merkmal der Gräber dieser Zeit ist ihre verhältnismäßig geringe Tiefe; sie reichen im Mittel nur bis zu einem Meter in den Boden hinein.

Auf dem Grunde wurde dann der Tote beigesetzt, mit Gewändern angetan und seinem zur Kleidung gehörigen Schmuck: das alles, wie Grab VI (31) lehrt, sicherlich nicht ohne Umstände bzw. feierliche, rituelle Handlung.

Die Beobachtungen, die ich während der Ausgrabung und an dem hier vorliegenden Material aus sächsisch-thüringischen Fundgebieten machen konnte, ergeben nun einen eigenartigen, kaum je erklärbaren Unterschied in der Behandlung der verschiedenen Geschlechter beim Begräbnisritus, dem eine verschiedene Stellung und Bedeutung im Leben wohl entsprochen haben dürfte. Vielleicht ist es möglich, einmal aus ethnologischem Vergleichsmaterial bzw. bei tieferem Einblick in die geistigen Eigen-

heiten dieser Zeit Näheres hierüber zu erfahren. Wie schon Kossinna[1]) und Wahle[2]) festgestellt haben, zeigte sich auch bei uns unzweideutig, daß auf die Ausstattung der Frauengräber besondere Sorgfalt verwendet worden ist. Ganz im Gegensatz zu den Männergräbern, wo der Tote in beinahe zufälliger Lage — bald auf dem Rücken liegend, ausgestreckt, bald in Schlafstellung (Hocker) — anzutreffen ist.

Bei der Bestattung von Frauen scheint, soweit die mir zur Untersuchung dienenden Fälle etwas aussagen, nach einem verbindlichen, sehr straffen Ritus verfahren zu sein. Wenigstens ist diese Erscheinung für unsere Grabung zweifelsfrei nachzuweisen. In unserem Gräberfeld liegen sämtliche Frauenskelette auf der linken Seite in Schlafstellung mit stark angewinkelten unteren Extremitäten. Die Körperlängsrichtung korrespondiert bei allen etwa mit der astronomischen NW/SO-Richtung; der Kopf liegt im Südosten, und der Blick ist nach SSW bis SW gerichtet. Die Männergräber hingegen haben keine nach leicht auffindbaren oder bedeutungsvollen Himmelsrichtungen eingefluchtete Lage.

Noch weit auffälliger drückte sich die verschiedenartige Behandlung bei unserer Untersuchung auch in dem Grabinventar aus. Während die Männergräber beigabelos sind, also die Toten offenbar nur eingehüllt bestattet worden sind, zeichnen sich die Frauengräber durch mitgegebenen Schmuck aus. Neben Hals- und Armringen in größerer Anzahl sind oft schwere, reich verzierte Haar- oder Gewandnadeln mit Zierscheiben, Perlenketten usw. vorhanden. Oft mutet die protzende Fülle des Schmucks aus ehemals gleißendem Metall gegenüber dem gediegenen Geschmeide, das sich in der germanischen Bronzezeit findet, plump und parvenümäßig an, und man könnte auf den Gedanken verfallen, die manschettenartig an den Unterarmen getragenen zahlreichen Armringe stellten eine Art „Portemonnaie" dar; erscheinen doch manche Ringgruppen in ihrer Gleichförmigkeit wie eine Art serienweis hergestellter, geradezu geaichter Wertgegenstände. Bestimmte örtliche Werkstätten müssen angenommen werden.

Männer- wie Frauengräbern gemeinsam ist eine durchgängig beobachtete lockere Streuung von faust- bis handgroßen Steinen über die Gesamterstreckung des Skelettes hin.

[1]) G. Kossinna: Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisenfunde von Wahren bei Leipzig. Mannus 7 1915, S. 114: „Es ist auffallend, daß wir zu dieser Zeit und in diesem Gebiet so gut wie ausschließlich solche Skelettgräber antreffen, oder wenigstens mit Sicherheit bestimmen können, die offenbar weibliche Bestattungen bergen. Die zugehörigen Männergräber scheinen merkwürdigerweise der Beigaben zu entbehren und sind daher, soweit sie einzeln vorkommen, nach Zeit und Kulturzugehörigkeit unbestimmbar".

[2]) E. Wahle: Die Kulturen und Völker der frühen Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. Jahresschrift 10, 1911. S. 127 ff.

Leider machte die Ungunst der Geländeverhältnisse mit ihren stratigraphischen Schwierigkeiten eingehendere Beobachtungen gerade an diesen interessanten Gräbern während der Ausgrabung unmöglich. Bemerkenswert ist ferner der fast völlige Mangel von Keramik bei den Körperbestattungen, obwohl hie und da im weiteren Fundgebiet von Halle ein Beigefäß bezeugt ist, wie wir im weiteren Verlauf der Untersuchung sehen werden. Aus dem Befund an unserem Grabungsfeld muß geschlossen werden, daß die Skelettgräber wohl ehemals, als der Fundplatz sich die Eigenschaft eines geweihten Ortes, des Friedhofes, noch bewahrt hatte, durch Hügel bzw. irgendein anderes entsprechendes Zeichen kenntlich gemacht worden sind. Denn es fanden sich öfters genau über einem Skelett Urnenbestattungen, die sicher nicht zu-

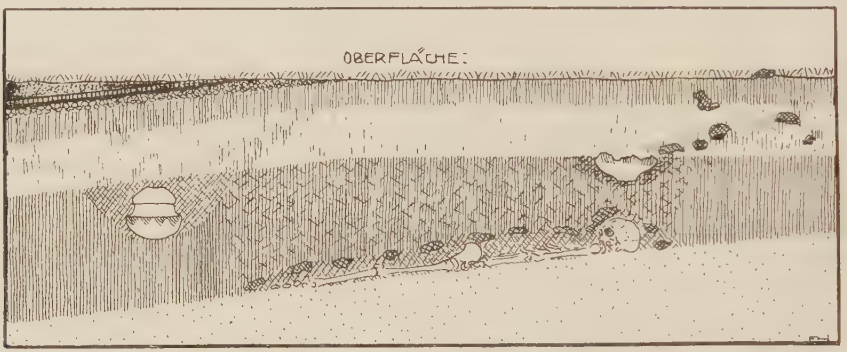

Abb. 3. **Schematische Darstellung der Struktur des Gräberfeldes.**

fällig dorthin geraten sein können; denn Anhalte dafür, daß die Skelettgräberleute vertrieben und ihre Hinterlassenschaften zerstört oder verwüstet worden wären, lassen sich für unsere Zeit nicht finden.

Nicht uninteressant für unsere Untersuchung ist eine heutige Erscheinung beim Uebergang von der Erd- zur immer gebräuchlicher werdenden Brandbestattung; nämlich, daß häufig Urnen in den Hügeln der Familien- oder Erdbegräbnisse beigesetzt werden. Um denselben Vorgang scheint es sich auch in damaliger Zeit zu handeln.

Aus der groben Stratigraphie unseres Fundgeländes geht hervor, daß die Skelettgräber im Verhältnis zu den Brandgräbern immer die liegende Schicht bilden. Daraus ist — auch nach den sonstigen belegten Fällen von Nachbestattungen von Urnen in Grabhügeln bzw. irgendwie anders bezeichneten Körpergräbern — das jüngere Alter jener zu erschließen; zunächst sicher für den einzelnen Fall.

Im allgemeinen ist die Sohle der Skelettgräber die Oberfläche der liegenden Lößschicht.

Wir wollen uns nun den einzelnen Körperbestattungen zuwenden und das ihnen entstammende Fundmaterial näher untersuchen.

Skelettgrab I (9) (Taf. I, 1). In 80 cm mittlerer Tiefe unter der heutigen Oberfläche kam ein in Schlafstellung liegendes Skelett zum Vorschein. Der Tote ist, auf die linke Seite gelegt, der Erde anheimgegeben worden. Die Arme waren nach oben, d. h. dem Kopfe zu gebeugt, die Hände über die Augen vor das Gesicht gelegt. Der Schädel, besonders die Scheitelbeinpartien, sind posthum verdrückt. Von der Wirbelsäule war nicht mehr viel erhalten. Die Beine waren angewinkelt, ohne gleichmäßig angezogen zu sein; jedoch nicht in Zwangsstellung gebracht. Die Länge des Skeletts in dieser Lage betrug 1,52 m. Auf dem Occiput lag der Atlas, der ebenso wie die in der Nackengegend des Skeletts liegende Gefäßscherbe von Hamstern dorthin verschleppt worden oder durch deren Erdhöhlen durchgesunken ist; 5—10 cm oberhalb des oberen Körperskelettes wurden ebenfalls Gefäßscherben geborgen.

Von Beigaben, die ihrer Lagerung nach dem Skelettgrab zugeschrieben werden könnten, hat sich nicht eine Spur feststellen lassen. Die Scherben gehören zu einer Urne über dem Skelett und dem Kulturboden als Bestandteile an. Der Erhaltungszustand der Knochen war nicht besonders gut, hie und da waren sie sogar außerordentlich mürbe, besonders die Wirbelsäule.

Von großem Interesse ist ein Umstand, der sich an den unteren Extremitäten wahrnehmen ließ. Beim Freilegen kam vor dem rechten unteren Tibiastumpf ein Knochenstück zum Vorschein, in dem ich zuerst das fehlende Ende vermutete. Beim Weitergraben ergab sich jedoch, daß wir auf die Tibia und Fibula eines zweiten Skelettes gestoßen waren, das mit seiner Längsrichtung fast senkrecht zu dem „Hocker" bestattet worden ist. Neben dem linken Knie dieses zweiten Skelettes lag der fehlende Teil der rechten Tibia unseres „Hockers" mit einem Teil des Tarsus, und zwar aufrecht auf dem abgebrochenen bzw. gestochenen Ende stehend mit den Mittelfußresten nach oben gerichtet. Diese Erscheinung ist m. E. nicht anders zu erklären, als daß man damals beim Bereiten der Grube für das zweite Skelett auf die Unterschenkel des ersten gestoßen war, zwischen dessen einzelnen Knochen noch irgendein Bänderzusammhang bestanden haben muß. Als man dann entdeckte, daß man an eine andere Bestattung geraten war, ließ man den anderen linken Unterschenkel unversehrt und bestattete den gelösten Teil mit dem zweiten Skelett. Mithin kann die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Bestattungen nicht sehr groß gewesen sein. Das Skelett I weist mit seiner Längsachse in die NW/SO-Richtung; so, daß der Schädel im Nordwesten liegt und der Blick nach NO gerichtet ist. Ueber dem Skelett befand sich eine Streuung aus faust- bis handtellergroßen Steinen ohne System in lockerem Verbande.

Skelettgrab II (9) (Taf. I, 2). Das zweite Skelett ist, wie oben schon angedeutet, auf dem Rücken liegend, ausgestreckt bestattet;

d. h., die unteren Extremitäten sind parallel gerichtet, die Unterschenkel kreuzen sich über dem Spann, und die Arme sind an die Körperseite gelegt worden. Der gesamte Oberkörper ist etwas nach links hin verschoben. Der Schädel liegt auf der linken Seite. Im ganzen ergab sich der Eindruck einer lässigen Haltung wie im Schlafe. Dem Gesamtbilde nach ist es das Skelett eines Mannes, an dessen Beisetzung wir das eingangs Erwähnte feststellen können, was über den Charakter der Männergräber gesagt ist. Es fehlen völlig die Beigaben. Ueber dem Skelett befand sich eine Urnennachbestattung, die jedoch, soweit feststellbar, in keinem direkten Zusammenhang zu dem Skelette stand.

Von Brustkorb, Wirbelsäule und Becken war bis auf ganz geringfügige Reste nichts mehr vorhanden, während die Röhrenknochen verhältnismäßig gut erhalten waren.

Die Längsachse des Skelettes ist fast genau die Südost-Nordwestrichtung, der Blick ist nach Südwesten gerichtet. Die gesamte Länge des Toten beträgt 1,7 m. Die Sohle des Grabes befand sich im Mittel 80 cm unter der Oberfläche. Genauere Grenzen des Grabes waren aus den angeführten Gründen nicht abzustecken.

Skelettgrab III (10) (Abb. 4). In wiederum etwa 90 cm Tiefe unter der Oberfläche kam ein drittes Skelett zum Vorschein, dessen Haltung der des eben beschriebenen entsprechend ist. Auch hier kann man sagen, lag eine lässige Rückenlage vor. Ebenso wie beim vorigen, kreuzt der rechte Unterschenkel in der Spanngegend den linken, die Arme sind an die Körperseite gelegt. Soweit die Uebereinstimmung beider Beisetzungen. Die Längsrichtung des dritten Skelettes jedoch war fast die genaue astronomische Ostwestflucht, und zwar so, daß der Schädel im Westen lag und der Blick nach Osten orientiert war. Dem Gesamtcharakter nach handelt es sich auch hier um ein Männergrab. Der Schädel war in seinem oberen Kalottenteil arg verdrückt und teilweise zertrümmert. Auf dem Gesicht lag ein handgroßer, grober Stein, und über das ganze Skelett hin fanden sich verstreut kleine faust- bis handtellergroße Steine. Die Gesamtlänge des Skelettes betrug 1,66 m.

Oberhalb der rechten Schulterpartie lagen das Nest und größere Trümmerteile eines großen, Leichenbrand enthaltenden Gefäßes, das in nordöstlicher Richtung auf die Seite gekippt war, so daß ein Teil des Leichenbrandes vor der Mündungsgegend ausgestreut worden ist. Nest und Scherbenstreuung der Urne waren durch 10 bis 15 cm Erdschicht von der Skelettebene getrennt.

In der Nähe der Extremitas acromialis der rechten Clavicula lag ein, durch wenige Zentimeter von dem Skelett getrenntes Fragment einer bronzenen Rollenkopfnadel, die aber, da sie Schmelzspuren aufweist, dem Urneninhalt zugewiesen werden muß. Immer wieder hatte man zu bedauern, daß stratigraphische Bodentrennungen nicht vorgenommen werden konnten.

Auf dem Rand der linken Darmbeinschaufel lag eine große Scherbe der über dem Skelett beigesetzten Urne, die die trennende Erdschicht offenbar infolge des Zusammensturzes der Grabhöhle durchsunken hatte.

M. E. spricht die Urnenbestattung dafür, daß zwischen beiden Grabbereitungen keine allzu große zeitliche Differenz vorliegen konnte. Ebensowenig kann aber auch nach meiner Meinung eine große soziale und kulturelle Spannung zwischen beiden ethnologisch höchstwahrscheinlich nicht unterschiedenen Menschengruppen geherrscht haben. Denn es wäre ein eigenartiger Zug, sich im Grabe des Feindes oder Unterjochten beisetzen zu lassen. Nach der bisher geläufigen Anschauung werden die Skelettgräber den Kelten und die Brandgräber den vorrückenden Germanen zugeschrieben. Es ist das, da uns anthropologisch verwertbares Material aus dem Kreis der Brandbestattungen natürlich nicht vorliegt — es sei denn, daß einmal ein Opferfund oder dergleichen gemacht würde —, eine noch sehr heikle Frage, der wir uns später näher zuwenden wollen, wenn wir das eine Deutung zulassende Material archäologisch zu betrachten haben.

Abb. 4. **Skelettgrab III (10) und Brandgrab X (10).**

Der Erhaltungszustand unseres Skelettes war im allgemeinen gut. Nur schade ist es, daß uns fast alles Schädelmaterial aus dem Grabe mehr oder weniger beschädigt oder deformiert vorliegt, so daß Vermessungen, Vergleiche und Indexangaben sehr erschwert werden.

Skelettgrab IV (20) (Abb. 5) enthielt die Reste eines nach dem an Frauengräbern entnommenen Ritus bestatteten Toten. Das heißt der Tote war in Schlafstellung, mit der Längsachse in Westnordwest-Ostsüdost-Richtung gefluchtet, den Blick nach Südwesten gewandt, in die Grube gelegt worden. Allerdings scheint sie für ihn und diese Lage etwas eng bemessen gewesen zu sein, denn Unterschenkel wie Unterarme sind bis zur Grenze des ohne ganz groben Zwang Möglichen an den Körper genähert, wie aus der Lage der Gliedmaßenknochen hervorgeht. Trotz sorgfältiger Untersuchung während des Ausgrabungsverlaufs konnte ich nicht eine Spur einer metallischen oder keramischen Beigabe feststellen. Genaue Grenzen des Grabes festlegen zu wollen, mißlang. Sollten die Hockergräber gegenüber den gestreckt Bestatteten vielleicht doch eine etwas ältere Schicht in der Bevölkerung des Gebietes sein mit besonderer Bestattungseigentümlichkeit; oder wurden die Männer in dieser

Zeit starker gegenseitiger Beeinflussungen benachbarter Kulturen vielleicht verbrannt; gemäß dem Ritus der „nordischen" und „lausitzischen" Bestattungsgebräuche? Noch fehlen uns zwar einwandfrei untersuchte Beweisstücke, wohl aber haben wir, wie wir bei der Behandlung der Brandgräber sehen werden, Hinweise dafür, daß das Beieinander ein Hin und Her von imponderabilem, kulturellem und materiellem Gut gezeitigt hat.

Die Gesamtlänge des Skelettes beträgt 1,10 m. Seine größte Breitenausdehnung 55 cm. Der Erhaltungszustand ist verhältnismäßig besser als der der anderen. Aber auch in diesem Falle ist der Schädel leider post mortem etwas beschädigt.

Abb. 5. **Skelettgrab IV (20).**

Damit hätten wir die Beschreibung der im Gebiet des Grabungsgeländes gefundenen, ohne gleichmäßige Behandlung und beigabelos beigesetzten Körperreste abgeschlossen und wenden uns nun den Gräbern zu, die sich dadurch auszeichnen, daß sie reicher ausgestattet und gemäß ihrer Anlage unter einer gemeinsam obwaltenden Vorschrift gestaltet sind.

Skelettgrab V (12) (Abb. 6 und Tafel II). In einer Tiefe von 80 cm unter der heutigen Oberfläche lagen die Ueberreste eines Frauenskelettes. Die Tote muß in Schlafstellung mit angewinkelten unteren Gliedmaßen, auf der linken Seite liegend, in die Grube gebettet worden sein, und zwar so, daß die Körperlängsachse mit großer Annäherung in die NW/SO-Richtung wies. Der Blick war nach dem Südwesten gewandt. Von dem sehr mürben und brüchigen Skelett waren nach dem Freilegen noch vorhanden: der stark beschädigte Schädel, 2 Humeri, 2 Ulnae, 2 Femora, 2 Tibiae, 2 Fibulae und Teile vom Metatarsus. Alles andere war ohne Rückstände vergangen.

Abb. 6. **Skelettgrab V (12).**

Am linken Unterarm, der übrigens auffälligerweise sehr eng an den Humerus angezogen war (!), lagen nebeneinander, vom Oberkörper her gezählt, eine bronzene Oehrnadel, eine bronzene Scheibenkopfnadel und die Scheibe einer solchen. Diese immerhin unnatürliche Lage der Nadel möchte ich darauf zurückführen, daß mit ihnen die Hülle von Tüchern, Bändern oder Gewändern, worin die Tote eingewickelt worden ist, zusammengesteckt wurde (?). Diese Maßnahme erklärte u. E. auch die nicht natürliche Nähe des linken Unterarmes am entsprechenden Oberarme und die gleiche Situation an den unteren Extremitäten. Wie die Reste auf der Rück-

seite der Scheibenkopfnadel nachweisen, muß ein grobes Linnen als Hülle der Toten gedient haben. Ich hatte im Augenblick des Freilegens den Eindruck, als sei die Tote wie auch die folgenden vor der Grablegung regelrecht bandagiert worden.

Vor der Winkelöffnung des linken Beinskelettes lag ein Spinnwirtel aus quarzsandvermischtem Ton. Damit wird eine Seltenheit bestätigt[1]), denn in den anderen Frauengräbern wurde keiner gefunden.

Die bronzene Oehrnadel ist, wie die Auswitterungen erweisen, aus einer nicht sehr guten Bronzelegierung hergestellt. Das Oehr ist nicht von Anbeginn in der Gußform ausgespart worden, sondern man nahm zu seiner Herstellung ein Stück Bronzedraht, der an einem Ende zugespißt und kurz vor dem anderen plattgehämmert wurde. Das Oehr wurde dann nachträglich zu einem länglichen Schlitze aufgetrieben. Es konnten natürlich nur grobe Näh- bzw. Heftarbeiten damit vorgenommen werden. Die Länge der Nadel beträgt 13,4 cm, ihre mittlere Stärke 3 mm.

Die bronzene Scheibenkopfnadel besteht aus einem Nadelschaft, der an einem Ende spachtelartig glatt geklopft und unterhalb dieser Verbreiterung gekröpft ist. Die Spachtelplatte hat ein Loch, durch das die kleine, plane, unverzierte Scheibe mit ihrem, auf der Rückseite angegossenen Nietstift festgenietet ist. Die Gesamtlänge der Nadel mißt 13,4 cm, die des Nadelstiftes 13,1 cm. Der Durchmesser der Scheibe beträgt 1,5 cm; die Kröpfung erstreckt sich auf 1,7 cm Länge.

Die noch verbliebene Scheibe einer zweiten, größeren Scheibenkopfnadel hat Uhrglasform. Ihre Konkavseite ist hohlspiegelartig nach außen gekehrt. Der Rand ist anscheinend mit einer kleinen umlaufenden Hohlkehle verziert. Sie war vermittels eines angegossenen Nietstiftes auf einem nach dem eben beschriebenen Bronzevorbild gefertigten eisernen Nadelschaft aufgenietet, auf einer ebenfalls spachtelförmigen Verbreiterung. Sicherlich wird auch der Schaft unterhalb der Scheibe gekröpft gewesen sein. Der Durchmesser der Scheibe mißt 3,2 cm; ihre konkave Fläche trägt sonst keinerlei Verzierung.

Auf der Rückseite befanden sich die Ueberbleibsel eines mit Eisenhydroxyden infiltrierten groben Gewebes, das aus linksgedrehtem Faden in Leinenbindung hergestellt worden ist. Aus den oben angeführten Gründen ist es wahrscheinlich, daß es der Toten als Hülle gedient hat.

Der Spinnwirtel hat in der Form Aehnlichkeit mit den Wirteln der Völkerwanderungszeit. Auf der Unterseite ist er konvex gerundet, die Oberseite hat eine im Durchmesser 2,7 cm weite Delle

[1]) P. Reinecke: Altertümer uns. heidn. Vorzeit 5, 1911, Grabfunde der 3. Hallstattstufe aus Süddeutschland, erwähnt S. 405, daß im Grabinventar der HZ. C. vereinzelt auch Tonwirtel vorkommen.

von etwa 0,5 cm Tiefe; sein Radius mißt 2,15 cm. Hie und da macht sich in der Tonmischung Glimmer bemerkbar.

Skelettgrab VI (31) (Taf. III—V und Abb. 7). Ueber der Mitte des Skelettfundes VI kamen verstreut Reste von Gefäßen und Tierknochen aus der Kulturschicht vor, die wohl beim Auswerfen der Grabgrube mit hinaus und beim Schließen des Grabes mit hineinbefördert wurden, bereichert um einige Scherben, die der frühen Eisenzeit angehören. Der zu tiefst gefundene dieser Reste war noch 17 cm von der Tonpackung des Skelettes entfernt. Die Tierknochen ließen sich bestimmen als vom Rind, vom Schwein und vom Hunde herrührend. Außerdem wurden aus verschiedenen Horizonten 29 verschiedene Scherben geborgen, wovon 2 Henkelscherben offensichtlich bronzezeitlich sind. Die übrigen an sich indifferenten Scherben sind mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit in die V. Per. zu seßen. Verzierungen oder Formergänzungen ließen sich nicht finden oder vornehmen. Bemerkenswert sind die wenigen Tonzylinderbruchstücke, die in der Zeit der Bestattung vielleicht noch in Gebrauch waren.

Ein größerer verzierter Scherben entstammt einem kleinen früheisenzeitlichen Gefäßchen. Es hatte flachschalenartige Form, und auf seinem Schulterumbruch eine wagerechte Reihe von langovalen Einstichgrübchen als Zierde. Dem Gesamtcharakter nach könnte das kleine Schalengefäß eine Bodendelle gehabt haben. Seine Farbe ist innen und außen stumpfes Grau. Der Ton ist stark mit Glimmer vermischt, im Bruch findet sich Porphyrgrus.

In 1,17 m Tiefe unter der heutigen Oberfläche kam eine 160×80 cm messende Grabanlage zutage. Darin fanden sich die Reste eines Frauenskelettes, des ersten in unserem Gebiete, das systematisch freigelegt werden konnte. Es ist jeßt in Fundlage in der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle ausgestellt.

Der ganzen Art der Grabanlage nach zu urteilen, bekundet sich in den Ueberresten eine in ihrer Zeit sicherlich bedeutende Frau. Denn bei der sonst zu beobachtenden geradezu lässigen Art, den Toten beiseite zu schaffen, ist im vorliegenden Falle beinahe ein Uebermaß an Sorgfalt und Pietät entfaltet worden. Ist doch eine im Verhältnis zu den sonst üblichen flachen Gräbern besonders tiefe Grube für die Tote gegraben worden; auch die weitere Grabausstattung und Behandlung ist ein Sonderfall.

Wie aus der unnatürlichen Lage der Scheibenkopfnadeln geschlossen werden muß, ist die Tote sicherlich in Tücher oder Bänder gehüllt der Erde anvertraut worden. Die Nadeln müssen zum Heften der Tuchenden oder -ränder benußt worden sein. Denn es läßt sich nicht gut denken, daß diese doch verhältnismäßig ungefügen Nadeln unter dem Arm und an der Brust, also einem sehr empfindlichen Körperteil, getragen worden sein sollten. Wir müssen vielmehr für sie eine, gegenüber der üblichen Tragweite sekundäre Lagerstatt für den Begräbniszweck annehmen.

Wir haben uns also zu denken, daß die Tote eingehüllt auf die linke Seite gewendet auf den Grabboden gelegt worden ist. Spuren von einer anderen Unterlage, also etwa Holz, Tuch, Laub oder Geflecht usw. konnten nicht entdeckt werden, obwohl ausdrücklich darauf geachtet wurde. Man muß in diesem Falle damals Sorge getragen haben, daß trotz des Bandagenzwanges eine bequem-lässige Schlafstellung für diesen Leichnam gefunden wurde. Wie schon bemerkt, liegt das Skelett auf der linken Seite. Seine Längsausdehnung weist die NW/SO-Richtung, und zwar so, daß der Schädel im SO liegt und der Blick nach SW gewandt wird. Der linke wie der rechte Arm sind nach dem Kopf zu gebeugt. Der rechte Arm ohne Schmuck, greift mit seinem Unterarm über den Humerus des linken; die Hand liegt flach auf dem Grabboden vor dem Gesicht. Der linke geschmückte Arm greift mit Ulna, Radius und Hand über die rechte Handwurzel und Hand zum Teil hinweg. Ihre Innenfläche ist wie schützend vor Gesicht und Stirn gehalten. Die Schmuckfinger erscheinen recht anmutig zur Schau gelegt.

Um den linken Unterarm schloß sich als Schmuck eine Manschette von 4 bronzenen Steigbügelarmringen. Der rechte Arm ist wohl der häufigeren Betätigung halber schmucklos geblieben. Doch sind in anderen Fällen auch Schmuckgegenstände auf diesem bestätigt. Am Ringfinger der linken Hand befand sich ein bronzener Spiraldrahtring, um das Wurzelglied des Zeigefingers lag ein einfacher Bronzering.

Am Hinterhaupt, in ihrer Richtung genau in die Verlängerung des Verlaufs der Sutura saggitalis weisend, stak eine schwere Bronzenadel mit der Spitze im Grabboden. Ihr Kopf befand sich etwas unterhalb des Schnittpunktes der Sutura lambdoidea mit der Sutura saggitalis. Daraus ergibt sich unzweifelhaft, daß wir es mit einer Haarnadel zu tun haben. Ihre Lage läßt uns sogar einiges über die Haartracht aussagen. Wir wissen, daß Nadeln ähnlicher Gestalt in einer Länge von 30 cm und mehr vorkommen. Der obere Teil des Nadelschaftes bzw. der Kopf ist fast immer verziert, wurde also wohl sichtbar getragen. Das Nadelende haben wir uns jedoch wohl in geflochtenes Haar eingesteckt vorzustellen. Denn bei der Schwere der massiven Nadeln wäre bei einem Einstecken in das lose Haar ein dauerndes Herausfallen die unabweisliche Folge. Auch könnte man sich bei der beträchtlichen Schaftlänge ein einfaches Hintenüberfallen der Haarsträhnen nicht gut denken. Wir werden daher wohl kaum fehlgehen, wenn wir eine Rekonstruktion der Haartracht dahin vornehmen, daß die Frauen damals — mindestens die unseres engeren Gebietes — ihre Haarfülle in zum Teil hinten herabhängenden Zöpfen bargen, deren Spitzen oder Enden wieder nach oben geführt wohl von den schweren Schmucknadeln gehalten wurden.

Oder aber, und das wird die häufigere Weise gewesen sein, das Haar wurde auf dem Hinterkopf in Zopfkranzform getragen, und durch dieses Geflecht hindurch wurden die Nadeln gesteckt. Die Zöpfe hat man sich bei der Größe der Nadeln eng und mehr als

dreisträhnig geflochten zu denken. Ein Ausweichen der Haarsträhnen vor der gewichtigen Metallnadel kam durch die Zopfanordnung jener dann nicht mehr in Frage. Es kann auch an eine Perücke gedacht werden. Eine zufällige Lage der Haarnadel kann bei unserem Funde nicht vorliegen, da, wie wir sehen werden, auch ein zweites Skelett eine solche an derselben Stelle aufwies. Bis auf den Boden des Grabes durchgesunken lag zur Rechten und Linken des Schädels je ein kleiner Bronzering, die man wohl kaum anders denn als O h r r i n g e zu deuten vermag. Vor allem, da der auf der linken Schädelseite schwerlich Verlagerungen erfahren haben kann und nur wenig unterhalb des Ohrloches in der Gegend des Ohrläppchens liegt.

Hals und Brust wurden ehemals von zwei dem ersten Anschein nach mehrfach gewundenen K e t t e n geziert. Die nähere Untersuchung ergab jedoch, daß die eine Kette ein sehr zusammengesetztes Gefüge hat.

Knapp unterhalb der rechten Brust befanden sich mit den hohlspiegelartigen Spiralenscheibentellern ineinandergelegt zwei H a a r n a d e l n (?), die wohl zum oben geschilderten Zweck sekundär (vgl. Grab V) dorthin gelangt sind. Die Scheiben lagen an der Brust, die Nadelspitzen waren schräg aufwärts dem Rücken zugewandt. Schließlich fand sich im Winkel der Schenkel hinter dem rechten Knie, nach dem Hacken des rechten Fußes hin gelegen, ein bronzener Drahthaken, den wir bei der Ausgrabung scherzhafterweise als „Schleppenhaken" bezeichnet hatten, da bei der prächtigen Gesamtausstattung auch an prächtige Gewänderfülle im Leben zu denken war. So mag denn der Zweck, dem dieser Haken diente, dahingestellt bleiben.

Ueber die in eben beschriebener Weise mit allen ihren Geschmeiden versehene Bestattete wurde ehemals dann in außergewöhnlicher Art eine im Mittel etwa 1 dcm mächtige Schicht von grauem Ton gebreitet; somit eine Art irdenen Sarges gemacht. Um eine natürliche Tonlinse kann es sich in diesem Falle nicht handeln, da im benachbarten Boden keinerlei Störungen wahrgenommen werden konnten und die unmittelbar unter dem Ton liegenden Skelett- wie Metallteile in bester Weise erhalten waren. Bei einem natürlichen Tümpel mit Tonbildung darin wäre das nie zu erwarten gewesen, und sicher hätten spätere starke Veränderungen festgestellt werden können.

Ueber dieser schützenden Tonschicht breitete sich eine aus wallnuß- bis faustgroßen Steinen bestehende, fast plane, lockere Packung, deren Zusammenhang aber nicht so ungestört angetroffen wurde, da in dieser Schicht Spuren von Erdwühlern (Hamstern und Mäusen) vorkommen.

Das Hangende dieser Schicht war dann die restliche Grabfüllerde mit den eingangs erwähnten Einschlüssen der Kulturschicht. Zu dem Gesamtskelett wäre zu sagen, daß es sich bis auf Teile des Thorax und des Schädels in seltenem, gutem Erhaltungszustand befindet.

Leider ist der wegen mancher wichtiger Indices interessante Oberkiefer zerstört. Gänzlich erhalten sind lediglich seine Zähne. Nach dem Gesamtzustand des Skelettes und der Zahnreihe zu schließen, handelt es sich um eine weibliche Person im Alter von 25—30 Jahren.

Betrachtet man die ungemein feine Schädelbildung, so darf man wohl behaupten, derartig wohlgebildete Knochenhüllen müssen auch wohl einen entsprechenden Geist umschlossen haben. Die Abbildungen auf Taf. IV sagen dem, der Blick dafür hat, mehr als Worte. Es ist zu bedauern, daß dieser Schädel für die anthropologische Untersuchung nicht vollständig genug ist.

Der Knochenbau der Gliedmaßen ist im Einzelnen wie im Gesamten kräftig, ohne jedoch im mindesten plump zu sein. Vielmehr sind selbst im leblosen Knochengerüst noch Anmut und Zierlichkeit auffallende Merkmale; so daß die eingangs vermutete besondere Bedeutung dieses weiblichen Wesens im Kreise seiner Zeitgenossen wohl kaum der Wirklichkeit widersprechen dürfte.

Insgesamt hat man jedenfalls vor solchen Zeugnissen aus weiter Vergangenheit stets das beklemmende Empfinden, sie mit allen ihren Aeußerungsmöglichkeiten eher zu unterschätzen, als bei aller in erster Linie erforderlichen Nüchternheit des Messens und Systematisierens der Wirklichkeit nahe zu kommen oder ihr gar gerecht zu werden.

Wir wenden uns nun den einzelnen Beigabegegenständen in eingehenderer Untersuchung zu.

Die beiden Halsketten sind zwei beachtliche Dokumente der Höhe damaligen Kunstgewerbes. Die eine hat eine komplizierte, doch gefällige Zusammensetzung. Es sind 16 im Mittel 6 cm lange und 3—5 mm breite zylindrische Spiralrollen paarweise zu einem Achtecksystem zusammengefaßt. Die Rollen sind zu ihrer Herstellung aus etwa 3 mm breitem, 1 mm starkem Bronzeband über einen Rundstab gewickelt worden. Durch zwei paarweise aneinanderliegende Rollen ist je ein Faden gezogen worden. Bevor die nächsten Rollen aufgezogen wurden, hatte man die Fäden gemeinsam durch zwei hintereinanderliegende blaue Glasperlen geführt, so daß im ganzen Kettensystem die Fäden zwischen den Rollenpaaren jedesmal durch je zwei blaue Glasperlen zusammengefaßt wurden, also insgesamt 16 Perlen die Kette an acht Stellen unterbrechen. So entstand eine geschmackvoll harmonische Verteilung der Zierelemente in der Kette. Sie hat einen lichten Durchmesser von 19 cm (Abb. 7). Parallelen zu dieser Kettengestalt habe ich aus der frühen Eisenzeit nicht finden können. Sie ist wohl eine ganz originelle Prägung von lokaler Entstehung, obwohl Ketten aus Spiralbandrollen sonst auch schon aus früherer Zeit gerade auf illyrischem Gebiete geläufig sind. Aus der frühen Bronzezeit, dem Aunjetitzer Kreise, bringt Seger[1]) eine ähnliche Kette von Wegwitz,

[1]) H. Seger: Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens. Schlesiens Vorzeit N.F. 2 1902. S. 6 Abb. 2.

Kreis Breslau. Es ist die auch sonst zu findende Konvergenz aunjetitzischer und früheisenzeitlicher Form bemerkenswert und vielleicht nicht ohne innere Beziehung.

Eine ganz entsprechende Form aus einem Gräberfeld mit lausitzischer Buckelkeramik bildet Göße von Alt-Malisch, Kr. Lebus, ab[1]).

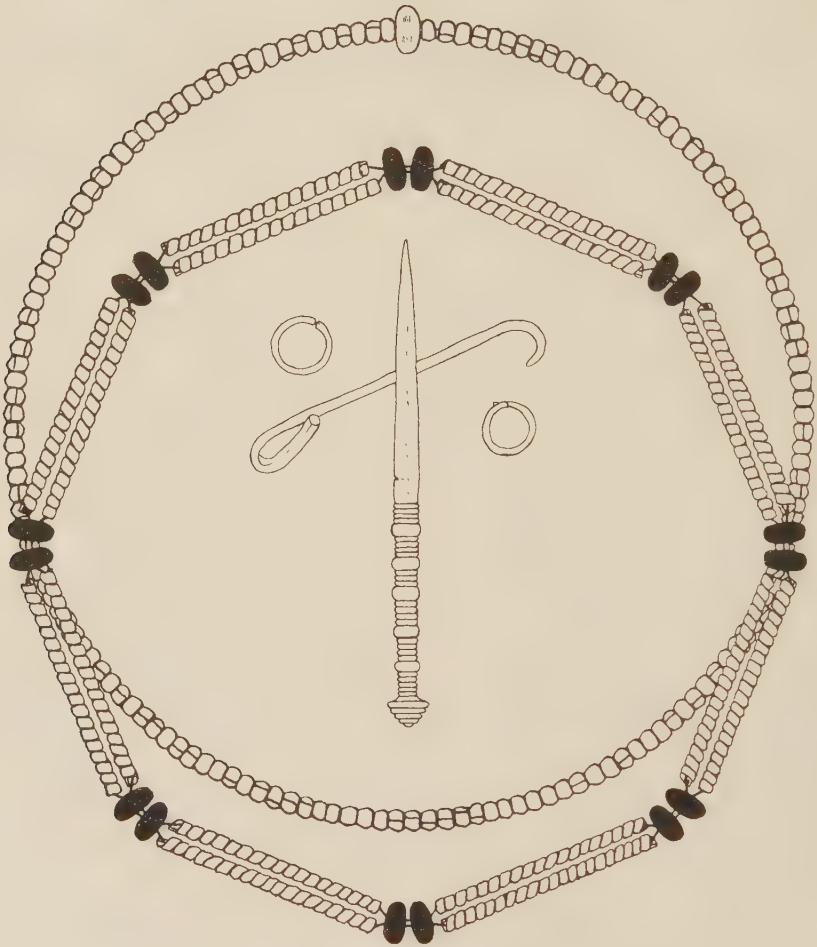

Abb. 7. **Das Geschmeide** (½).

Die zweite Kette besteht aus vielen kleinen zusammengebogenen Bronzebandstücken, die einen etwas gekrümmten Querschnitt haben. Alle die so entstandenen massiven Bronzeperlen sind, wie auf Abb. 7 dargestellt, auf einen Faden, vielleicht auf Draht ge-

[1]) A. Göße: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus Berlin 1920. S. 2 Abb. 9.

zogen worden, so daß sich eine kreisrunde Kette ergab. Nur an einer Stelle, wo die Kette mitten auf der Brust auflag, befanden sich drei besondere Perlen. Eine größere, aus verwittertem Glasfluß bestehende, hatte ebenfalls verwitterte, aber noch erkennbare farbige Augflecke aufzuweisen. Die beiden anderen Perlen, die in ihrer Größe den übrigen Bronzeperlen glichen, bestanden aus arg angegriffenem Bernstein (!), der noch während der Grabung, nach dem Freilegen, zerfiel. Die Kette hatte einen lichten Durchmesser von 20 cm. Durch die abwechslungsreiche Gestalt beider Ketten ist eine reiche, vielleicht etwas bäuerische Schmuckwirkung erzielt worden.

Eine Seltenheit innerhalb der Schmucksachen sind die beiden kleinen Ohrringe. Sie sind äußerst einfach gestaltet. Zwei Bronzedrahtstücke mit rundem Querschnitt von 2 mm Stärke sind zu Ringen von 1 cm mittlerem Durchmesser zusammengebogen worden.

Die hinter dem Schädel aufrecht stehende Haarnadel hat eine besondere, für den nördlich des Thüringer Waldes liegenden Formenkreis unserer Skelettgräber typische Form. Ich möchte für sie, gegenüber ihrer degenerierten jüngeren Form des „Bodenbacher Typus" in Nordböhmen, die Bezeichnung „Nadeln vom Trothaer Typ" einführen. Man müßte sie sonst Nadeln mit profiliertem Kopf und perlstabartigem Oberschaft nennen; doch dieser Begriff ist sehr dehnbar und in anderem Sinne als Oberbegriff für eine Nadelgattung bereits vergeben. Es lohnt sich daher wohl, dieser Nadel aus sicher nur einer Werkstätte und von regionaler Verbreitung einen besonderen Namen zu geben. Die aus unserem Funde vorliegende Nadel kann man als verhältnismäßig kurz, gedrungen und stämmig bezeichnen. Sie ist aus massiver Bronze von guter Mischung hergestellt und zeigt eine hochglänzende, weißgrüne Speckpatina. Die ganze Nadel ist, wie man an der Gußnaht am unverzierten Schaft deutlich erkennen kann, in Vollguß hergestellt. Die Verzierungen sind dann lediglich verbessernd überarbeitet worden. Der konische, kegelförmige Kopf ist durch fünf Wülste profiliert. Der unter dem Kopf ansetzende Nadelschaft verbreitert sich nach dem Ende zu, erreicht die breiteste Stelle etwa im letzten Drittel und läuft dann gleichmäßig in eine scharfe Spitze aus. Bis zur Hälfte etwa ist der obere Schaftteil durch fünf größere Querwülste geschmückt, zwischen deren Abstand von oben nach unten gezählt 5, 4, 3, 4, 4 kleine schmale Ringwülste sich um den Schaft schließen. Die Nadel ist 12,8 cm lang, der größte Kopfdurchmesser beträgt 1,2 cm und der des Schaftes 0,7 cm.

Die vier Steigbügelarmringe aus Bronze unterscheiden sich sowohl durch die Form, als auch durch die Art der Verzierungen untereinander. Zwei davon sind auf der Außenseite fortlaufend mit gleichgearteten Querkerben verziert. Sie haben etwa die gleiche Größe; die Durchmesser von Außenseite zu Außenseite betragen 6,1

und 7,4 cm. Die Breite mißt 0,7 cm, und die größte Stärke 5 mm. Beide Ringe haben spitzovalen Querschnitt und die typische „klassische" Steigbügelform.

Der dritte Ring hat nicht mehr die eigentliche Steigbügelform, er ist rundlicher gestaltet. Jedoch dürfte hieraus kein typologischer Unterschied abzuleiten sein. Die sekundäre Gestaltsveränderung ist hier auf jeden Fall biotechnisch bedingt. Am Handgelenk, dessen Querschnitt ja der sogen. Steigbügelring angepaßt ist, dürfte sich die Form wohl am besten erhalten. Anders verhält es sich beim Tragen auf dem unteren Armteil. Ist dieser füllig und rundlich, so wird sich beim gelegentlichen Heraufstreifen der Ringe oder des bequemen Tragens halber mit der Zeit die gegebene Steigbügelform in eine verwaschenere oder gar rundliche ganz automisch oder absichtlich deformieren müssen. Der Grad der Umgestaltung ist dann lediglich durch Beharrungsvermögen oder Elastizität des Materials bedingt, das ja als Legierung nicht immer dieselbe Zusammensetzung aufwies. Da der Unterarm zu einem lebenden Wesen gehörte, konnten individuelle Sonderheiten in der Gestalt gar nicht ausbleiben. Wo in einem Fall 8—10 Reifen auf knochigem Arm in Ursprungsgestalt getragen werden konnten, bestand bei anderer Beschaffenheit und geringerer Anzahl schon die Möglichkeit zur Deformation. Ich möchte daher die äußere Form, abgesehen von Verzierungsspielarten, für eine typologisch-chronologische Verwertung im Sinne der Ausdeutung von „klassischer" bis zu „verwaschener" Entwicklung ablehnen. Die angeführten Gründe sind wohl ausreichend. Selbstverständlich sind davon nicht vollkommen „gewollt-kreisrunde" Armringe mit Steigbügelringdekor betroffen und die biotechnisch bedingte Abweichung wird sich immer mühelos herausfinden lassen.

Der uns vorliegende, von der üblichen Form abweichende Armring zeigt in der Kontur der zusammengebogenen Enden noch die Anpassung an die flachere untere Innenseite des Unterarmes. Der obere Teil dagegen ist gegenüber der „klassischen" Form erheblich ausgebuchtet, zeigt also die Anpassung an den mehr fleischigen Teil des Unterarmes. Der Ring hat spitzovalen Querschnitt. Die Kanten sind wie bei den übrigen Ringen auch durch den Gebrauch abgeschliffen. Auf der Außenseite, wo sonst bei den in unserem Gebiet üblichen Formen Kerben und perlstabartige Profilierung die Ziermotive bilden, sind am vorliegenden Stück zwei den Kanten in geringem Abstand parallel laufende Rillen angebracht. Die Fläche zwischen diesen ist unverziert. Die Durchmesser, an den Außenseiten entnommen, betragen im Mittel 7,4 cm. Breite und Stärke messen 0,5 cm.

Der vierte Ring zeigt noch mehr als der dritte die Anpassung seiner Form an den fülligen Teil des Unterarmes. Er ist auch am

weitesten nach dem Ellenbogengelenk liegend gefunden worden.[1]) Die Steigbügelform hat hier durch das Tragen einer mehr runden als ovalen Gestalt weichen müssen. Trotzdem sehen wir, daß der fast kreisförmige Ring nicht von Anbeginn an so gedacht war, sondern sich im praktischen Gebrauch zur uns vorliegenden Form „entwickelt" hat. Von typologischem Unterschied kann also gar nicht die Rede sein. Der Ring ist vollkommen glatt und unverziert. Die Enden sind wie auch bei den anderen Ringen glatt abgeschnitten. Die Durchmesser betragen 6,5 und 7,2 cm. Die Breite mißt 7, die Stärke 5 mm.

Der einfache bronzene Fingerring ist aus einem runden, 4 mm starken Draht zusammengebogen. Die Enden greifen etwas übereinander. Auf der Innenseite ist die Rundung des Drahtes durch den Gebrauch ein wenig abgeschliffen. Der Durchmesser beträgt etwa 2,3 cm.

Der Spiralring, der auf dem Finger getragen wurde, besteht aus 3 mm starkem Bronzedraht, der zu vier Windungen gebogen worden ist. Der Durchmesser der Spirale beträgt etwa 2,3 cm.

Die beiden Spiralscheibenkopfnadeln[2]) haben völlig gleiche Form. Sie unterscheiden sich nur etwas in der Größe. Der Teil des Bronzedrahtes, der zur Achterschleife und zum Spiralscheibenteller gewunden werden sollte, ist zuvor prismatisch vierkantig gehämmert worden. Bei beiden besteht der uhrglasförmige Scheibenkörper aus je sieben Windungen. Wie die gute, hochglänzende Speckpatina beweist, kam eine sehr gute Bronzelegierung als Ausgangsmaterial zur Verwendung. Die Scheibenteller federn noch, als seien sie soeben hergestellt worden. Das Vorkommen dieser seltsamen Nadelform und ihre genetischen Beziehungen zu Zeit und Kultur setzen wir eingehend im Anhang auseinander. Die Länge der größeren Nadel beträgt 17,4 cm, der Durchmesser der Scheibe 4 cm und die Stärke des Drahtes im Mittel 0,4 cm. Die zweite Nadel ist um ein Geringes kleiner.

Schließlich ist noch der sogenannte „Schleppenhaken" zu beschreiben. Er besteht aus einem Stück Bronzedraht, das an einem Ende rund gelassen, am anderen vierkantig zugehämmert worden ist. Das letztere ist zu einer Schlinge oder Oese umgebogen, während das andere einen einfachen Haken darstellt. Die Länge dieses eigentümlichen Instrumentes beträgt 8,5 cm, die Stärke des Drahtes 0,3 cm.

Dieses Grab mit seinem reichen Inventar läßt eine verhältnismäßig sehr sichere Datierung zu. Die Steigbügelringe mit der gleichmäßigen Kerbwulstzier sind typologisch und chronologisch die in unserem Gebiet früheste Form. Dazu kommt als wertvollste zeitbestimmende

[1]) Durch ein Versehen ist beim Reinigen der Ringe vor dem Photographieren (Taf. IV) die ursprüngliche Anordnung des Befundes leider nicht innegehalten worden.

[2]) Siehe dazu den Anhang: Die Spiralscheibenkopfnadel mit Achterschleife unter dem Diskus.

Beigabe die Spiralscheibennadel, die uns den geschlossenen Fund frühestens noch in das 8. vorchristliche Jahrhundert, wahrscheinlich an dessen Ende setzen lassen. Damit aber ist uns eine Handhabe gegeben, die früheisenzeitliche Keltenfrage in ganz anderer Weise als bisher anzufassen, wenn wir bedenken, daß die westdeutschen „Mehrener- und Wendelringleute", deren stoffliches Kulturinventar genetische Beziehungen zu den unseren aufweist, sämtlich dem 6. vorchristlichen Jahrhundert angehören.

Skelettgrab VII (38) (Taf. VI u. VII). In einer Tiefe von 80 cm unter der heutigen Oberfläche kamen die verhältnismäßig spärlichen Reste eines Frauenskelettes zum Vorschein. Die Knochenteile waren sehr mürbe; auch die Bronze- und Eisenreste stark angegriffen, das Nadeleisen sogar so sehr, daß ganz bizarre Rostbildungen beobachtet wurden, die den einfachen Kropfnadeln zunächst das Aussehen von Fibelresten gaben. Der schlechte Erhaltungszustand des Gesamtfundes (vgl. Grab V) ist durch die örtliche Lage verursacht. In späterer Zeit hat sich dort, wie bei der Hebung der Funde bestätigt werden konnte, immer eine größere feuchte Stelle im Boden befunden. Die Tote ist, wie die anderen, in der Kulturschicht beigesetzt. Die Körperrichtung erstreckte sich von NW nach SO, so daß der Kopf im SO lag und der Blick nach SW gerichtet war. Die bei der Bestattung angelegte Grube kann in der Länge nicht sehr groß gewesen sein, denn die Beine sind in der „Schlafstellung" recht stark angewinkelt. Auch die Arme waren winkelig eng vor die Brust gelegt. Die Gesamtlänge des Skelettes in dieser Haltung betrug 1,25 m. In 35 cm südwestlicher Entfernung vom Mittelgesicht befand sich in Schädelhöhe ein Rinderknochenteil (Scapula). Ob dieser Knochen einer Fleischbeigabe entsprach oder schon als Knochen beim Füllen in die Grabgrube wieder mit in die Tiefe geriet, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, denn die Kulturschicht könnte ihn bereits enthalten haben. Färbungsgrenzen des Bodens gegen den der Umgebung konnten auch in diesem Fall nicht festgestellt werden. Durch eine im Mittel 10 cm mächtige Erdschicht vom Schädel getrennt wurde über diesem ein größeres aufrechtstehendes Boden- und Randfragment eines Tongefäßes freigelegt (Taf. VI, 2). Leichenbrandreste waren in winzigen Spuren nur noch in der Nähe vorhanden. Man könnte beinahe versucht sein, an ein Beigabegefäß zu denken. Aber als solches wäre es von den anderen spärlich vorhandenen so abweichend, daß wohl mit Sicherheit nur eine Nachbestattung in Frage kommt. Die Knochensplitter aus dem durch irgendeinen Eingriff zerstörten Gefäß sind bei diesem Vorgang wahrscheinlich schon verstreut worden. Es ist hier wieder auffällig, daß gerade der Raum genau über dem Skelett beim ehemaligen Niederstellen des Gefäßes getroffen wurde, und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß über den Gräbern in jenen Tagen eine Bezeichnung gestanden haben mag. Für einen Hügel sprechen m. E. nicht nur die Urnenfunde über den Skeletten, sondern besonders auch

die verhältnismäßig geringe Tiefe der Körperbeisetzungen. In einer Zeit mit so hohen anderweitigen technischen Fertigkeiten dürfte eine tiefere Grubenanlage keine Schwierigkeiten geboten haben, ist doch sonst gerade eben bei den Frauengräbern ein gewisses Maß von ausreichender Sorgfalt im Bestattungsplan zu beobachten.

Bei dem Skelett konnten wir die in den Frauengräbern üblichen Beigaben freilegen. So stießen wir in etwa 12 cm Entfernung von der Stirn auf zwei Scheibenkopfnadeln mit den seltsam versinterten Nadelschaftresten. Wir haben auch für diese beiden Nadeln sekundäre Lagerstätte anzunehmen. Es scheinen auch hier die Nadeln zum Zuhefteln der Totenhüllen verwandt worden zu sein, denn ein anderer Grund für die außergewöhnliche Lage (vgl. auch Grab V und VI) ist kaum erfindlich. Man bedenke ferner, daß die Nadeln 7 cm unter dem Unterarmniveau des Skelettes lagen. Durch die Lage vor der Stirn wird eine Beziehung zum Haar m. E. insofern nicht gegeben, weil Nadeln desselben Typus in Grab V ebenfalls und noch tiefer vor dem Unterarme lagen.

In der Gegend des Halses lagen einige Perlen und feine, kaum zu bergende, zahllose zersetzte Splitterchen solcher.

Auf dem linken Unterarm kamen drei Ringe vom Steigbügeltyp zutage. Ungefähr 9 cm vom Foramen magnum nach SO entfernt, stak hinter dem Schädel eine bronzene Haarnadel. Ihre Richtung wies schräg nach aufwärts. Bei dieser verhältnismäßig großen Entfernung der Nadel vom Haarboden müssen wir wohl doch an eine volle, durch derbe Zöpfe komplizierte Frisur oder Perücke denken, denn die Nadel mußte festen Halt im Haar gefunden haben. Eine sekundäre Lagerstatt hatte sie nicht inne, wie aus der Lage zum Schädel einwandfrei zu schließen war.

Weitere Schmucksachen ließen sich nicht nachweisen. Im Boden in der nächsten Umgebung des Skelettes kamen noch ein Feuersteinsplitter und ein Tonstützenfragment von der im Saalegebiet gebräuchlichen Form zum Vorschein, die aber wohl ebenfalls zur allgemeinen Kulturschicht gehören.

Die drei bronzenen Armringe haben gegenüber der gebräuchlichen Steigbügelform eine stark deformierte Gestalt. Trotzdem lassen sie sich auf jene als ursprüngliche Formgebung zurückführen. Sie zeichnen sich sämtlich durch mangelhafte Bearbeitung und verhältnismäßig plumpe Verzierung aus.

Nach dem Handgelenk zu lag der einfachste der drei Ringe. Er ist fast kreisrund und hat halbkreisförmigen Querschnitt. Der Ringkörper verjüngt sich gleichmäßig nach beiden offenen Enden zu. Es hat den Anschein, als sei der Ring aus stabförmigem Bronzeabfallmaterial gearbeitet. Die glänzend patinierte Oberfläche, wie auch die Innenseite zeigen keinerlei Verzierungen. Der Durchmesser des Ringes beträgt 5,9, die Breite 0,5, die Stärke im Mittel 0,4 cm.

Der mittlere Ring, ebenfalls faßt kreisrund gebogen oder besser verbogen, ist seinem Dekor nach ein echter Steigbügelring.

Ober- und Unterseite sind gewölbt, die Schmalseiten plan. Die Enden des Ringes sind glatt abgeschnitten und übereinandergebogen. Seine Außenseite ist mit weit auseinanderstehenden Buckeln verziert, zwischen die je vier Kerbe eingeschlagen sind, also eine recht rohe Zier. Der Ring ist von allen dreien am wenigsten abgenützt, da er an beiden Seiten durch die anderen geschützt war. Der Durchmesser beträgt 6/6,7 cm, die Breite 0,5/0,6 cm und die Stärke 0,4 cm.

Schließlich gehört auch der letzte Ring trotz seines Verbogenseins zu den Steigbügelarmringen. Die Enden sind abgerundet und stehen auseinander. Eine Seitenfläche ist vollkommen plan, die gegenüberliegende dagegen abgerundet. Diese Begrenzungsform kehrt häufiger bei Steigbügelringen wieder und scheint auf die äußeren Ringe einer ganzen Manschette beschränkt zu sein, um dort vielleicht ein Verletzen oder Einreißen der Kleidung beim Tragen zu verhüten. Die Außenseite des Ringes ist mit unregelmäßigen, d. h. im Abstand etwas variierenden Querhieben verziert, die nur wenig einschneiden. Sein Durchmesser beträgt 5,8/6,4 cm, die größere Breite 5 mm und die Stärke 1,5/0,5 cm.

Man gewinnt den Eindruck, als seien alle drei Ringe viel getragen worden. Aus den Fundumständen ergibt sich, daß sie verhältnismäßig weit oben, förmlich heraufgeschoben, auf dem Unterarm getragen worden sind. Wir haben demnach also in den Ringen weder frühere, noch runde, noch spätere bereits verwaschene Formen vor uns, sondern die Deformation der Steigbügelringnorm ist durch den in vorliegendem Fall ausgeübten individuellen Anpassungszwang verursacht.

Die Haarnadel gehört zum „Trothaer Typus", und zwar zu einer in unserem Gebiet mehrfach vorkommenden Variante davon. Die Nadel ist aus guter Bronze hergestellt. Ihr Kopf ist nicht wie bei der aus Grab VI profiliert, sondern unverziert ellipsoid gestaltet. Der Schaft nimmt vom Kopfansatz aus nach der Mitte hin zu und läuft gleichmäßig geringer werdend in eine scharfe Spitze aus. Ueber 3,8 cm seines oberen Teiles ist er verziert, und zwar durch vier Gruppen von je vier Riefen — die letzte fünfte hat fünf — die durch vier breitere Wülste getrennt werden. Die Nadel ist im ganzen nach Material und Bearbeitung kümmerlicher als die aus Grab VI. Ihre Länge beträgt 15 cm, ihre größte Stärke 0,6 und der Durchmesser des Kopfes 0,8 cm.

Die beiden Scheibenköpfe gehören zu zwei Nadeln. Der eine ist aus dünnem Bronzemetall zu einem hohlspiegelartigen Teller geformt. Durch dessen durchlochte Mitte ist eine Bronzeniete mit plattrundem Kopf gesteckt. Der glatte Rand der vertieften Scheibe ist an seinem äußersten Teile steil aufgekrempt. Verzierungen sind auf der glatten Innen- und Außenfläche nicht wahrzunehmen. Diese zeigt auf einem spatelförmig begrenzten Teile nur Spuren von Rost. Hier war der spachtelförmige durchlochte Trägerteil der eisernen

Nadel mit der Bronzeniete befestigt. Von Rand zu Rand hat der Scheibenkopf einen Durchmesser von 3,2 cm, seine Stärke beträgt 1 mm. Die zweite Scheibe ist massiver gebildet. Der Scheibenteller ist flacher. Die Randbegrenzung auf der Hohlspiegelseite ist einfach glatt, dagegen ist der Rand auf der Unterseite im Guß leistenförmig aufgekrempt und stark gezähnelt. Auf der Spiegelfläche lassen sich keinerlei Verzierungen nachweisen. Ueber einen Teil der rückwärtigen Seite sind wiederum mit spatelförmiger Begrenzung Eisenrostspuren zu finden. Der durchlochte Spachtelkopf der eisernen Nadel wurde hier mittels eines an der Scheibe angegossenen Bronzenietstiftes aufgehämmert. Die Dicke der Scheibe beträgt im Mittel 2 mm, der gegen den der ersten etwas größere Durchmesser 3,6 cm.

Um die Struktur der Nadelreste untersuchen zu können, mußten die vollends verwitterten Rostbildungen zerlegt werden. Im unberührten Zustand hätte man sie wohl für eine eiserne Tierfibel oder dergleichen mit Nadel und Rost halten können. Es fand sich jedoch, daß die monströsen Ausblühungen alle von sekundärer Veränderung herrührten und als Ergebnis ein gekröpfter, verbogener Nadelrest und ein zweiter selbständiger, nicht so vollständig erhaltener herauskamen. Das Benachbartliegen hat die Zusammensinterung gefördert. Gerade durch die beiden verbogenen Nadeln wurde m. E. sinnfällig die Vermutung bestärkt, daß sie zum Zusammenstecken der Totenhülle benutzt worden seien. Die größte Länge der Nadelreste betrug 7,5 cm. In situ waren kaum sicht- und greifbare Rostsplitter über etwa 11 bis 12 cm nachzuweisen, so daß für die Gesamtlänge der Nadel mit Kopf ungefähr 15 cm angenommen werden können.

Von den blauen Glasperlen der Kette sind noch sieben erhalten und außerdem Fragmente geborgen worden. Viele andere waren nur in feinen, verwitterten, fluoreszierenden Glassplitterchen zu bestätigen. Da keine anderen Substanzen, wie Bronze oder Bernstein, zu finden waren, ergibt sich, daß die Tote eine einfache Kette von einfarbigen, kobaltblauen, ellipsoiden Glasperlen um den Hals getragen hat. Die einzelnen Perlen haben einen mittleren Durchmesser von 6 mm.

Wie die Beigaben und ihre Beschaffenheit uns zeigen, haben wir es mit einer Frau zu tun, deren Schmuck und Geschmeide weit hinter der Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Ausstattung des Grabes VI zurücksteht. Skelett wie zugehöriges Inventar machen den Eindruck robusterer Gestalt und Lebensführung. Zeitlich dürfte der Fund dem vorigen nahestehen oder allenfalls etwas jünger sein.

Skelettgrab VIII (45): Mit diesem Funde ist einer der interessantesten aus dem gesamten Fundgebiet für die Wissenschaft verlorengegangen. Leider ist dieses Grab heimlich von unbefugter Seite ausgebeutet worden. Nachträglich sind dazu folgende Angaben gemacht worden:

„Es wurde zunächst ein Hockerskelett gefunden, wobei die Unterschenkel zuerst zutage kamen, über diesem Hocker lag ein zweiter; der Zwischenraum zwischen beiden Skeletten betrug etwa 15 bis 20 cm. Der Schädel des unteren Hockers befand sich in Rückenlage und war durch Erdschiebungen stark beschädigt und zerdrückt. Zähne sehr stark abgekaut. Der Schädel des oberen Hockers, welcher später zum Vorschein kam, war besser erhalten und konnte so, wie er gefunden wurde, geborgen werden. Der Schädel lag auf der linken Seite. Beide Skelette lagen fast parallel übereinander, die Köpfe nach Osten, das Gesicht des oberen Hockers nach Süden. An Beigaben wurden nur die abgegebenen Urnen gefunden, sowie einige Bruchstücke von Tonwülsten. Letztere lagen zwischen den Skeletteilen zerstreut, jedoch sämtlich in gebrochenem Zustand."

Aus dem „Bericht" geht nirgends hervor, bei welchem Toten die Beigaben gefunden worden sind, noch welche Maße die Grabanlagen aufwiesen, die immerhin Analogieschlüsse zugelassen hätten. Auch die Angaben über die Lagerung der Skelette sind nicht verwertbar. Es ist m. E. fraglich, ob die Gefäßfunde zu den Skeletten gehören. Allem Anschein nach lag ein Männergrab über einer der bekannten früheisenzeitlichen „Teilbestattungen im Siedlungsgebiet" vor. Wir hätten damit über die chronologische Stellung beider eigenartigen Bestattungsformen eine sehr wichtige Handhabe, wenn der Fund mit wissenschaftlichen Methoden und mit Verantwortung hätte fachmännisch ausgegraben werden können.

Die der Landesanstalt für Vorgeschichte abgegebenen Gefäße sind Miniaturformen (Taf. VIII, 1).

Das größte von ihnen hat beutelförmige Gestalt und einen runden Boden ohne Standfläche. Die Herstellungsart ist recht lässig, was übrigens bei allen anderen Gefäßen auch zu bemerken ist. Der Ton ist mit sehr grobem Porphyrgrus durchsetzt. Mit seiner stumpfgrauen Farbe unterscheidet sich das Gefäß von den anderen, die unter sich hinsichtlich des Materials und der Farbe engste Verwandtschaft aufweisen. Die Höhe des Gefäßes beträgt 7 cm, sein größter Durchmesser 8,5 und der des Randes 6 cm.

Die graurötliche, restliche Keramik bildet eine Gruppe für sich. Nach Stoff und Herstellungstechnik steht sie dem Miniaturgefäß aus Brandgrab XXV (Taf. XVIII, 2) so nahe, daß wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir gemeinsame Herkunft für sie annehmen. Alle 5 Gefäße dieser Gruppe aus dem vorstehenden Funde muten wie Verkleinerungen der im Gräberfeld vorkommenden Großtypen an, daß man geneigt sein könnte, hier wirklich eher an Spielzeug, wenn nicht an symbolische Beigaben, zu denken. Durch die offenbar genetisch engen Beziehungen des Brandgrabes XXV zum behandelten Fund wäre auch die chronologische Zusammengehörigkeit gesichert und er dem früheren Formenkreis des Gräberfeldes zuzuweisen.

Das Gefäß H. K: 24: 348 c hat die Gestalt einer Urne mit gedrücktem Körper und sehr hohem Halse mit hallstättischem Profil, wie es in entsprechender Form am besten bei steiermärkischen Gefäßen dieser Zeit zu beobachten ist. Wie schon ausgeführt, sind die kleinen Gefäße ziemlich roh gearbeitet. Die Miniatururne hat eine Höhe von 5 cm und Breite von 5,5 cm; der Boden ist gerundet ohne jegliche Profilierung.

Eine gedrungenere, bis auf den Hals ähnliche Form hat das Töpfchen H. K: 24: 348 d. In Höhe und Breite hat es etwa dieselben Ausmaße wie das vorige. Gemeinsam ist der gesamten Gruppe das Fließende der Umrisse, das auch dem Miniaturgefäß aus Grab XXV eigen ist.

Während die beiden eben beschriebenen Gefäße verhältnismäßig enge Randöffnungen haben, hat das nächste, H. K: 24: 348 e, eine weite Mündung (4,5 cm), worunter ein kurzer Hals sitzt. Höhe und Breitenausdehnung entsprechen den vorigen.

Schließlich ist bei Aufführung der topfähnlichen Formen noch ein winziges Gefäßchen zu erwähnen, das als Bruchstück erhalten ist. Seine Höhe beträgt 3, seine Breite 4 cm. Material und Farbe sind die gleichen wie bei allen anderen. Allen diesen vier Gefäßen ist der runde, standflächenlose Boden gemeinsames Merkmal.

Das nächste Mitglied der Gruppe hat die Verkleinerungsform einer gebräuchlichen Deckschale. Ihr Boden wird durch eine eben spürbare flache Mitteldelle gebildet, die einen Durchmesser von 1 cm hat. Die Schüssel ist 2,5 cm hoch und an der Mündung 6 cm breit.

Es wäre selbstverständlich nicht nur interessant sondern auch wichtig gewesen, die Beziehungen dieser Gruppe zu einem der Skelette, dem oberen, nachzuweisen. Nach dieser Ausstattung wäre wohl kaum ein Männergrab in Frage gekommen. Leider muß ich mir an dieser Stelle gestatten, an der angeblichen Vollständigkeit des Inventars zu zweifeln; die „Ausgrabung" gibt Berechtigung dazu. Hätte es sich wirklich um ein Männergrab gehandelt, so wäre es doppelt wertvoll gewesen, endlich einmal ein solches mit, wenn auch roher keramischer Ausstattung zu finden.

Die Brandgräber.

Anlage und Inventar. Auf demselben Gebiet, über das sich die Streuung der Körperbestattungen unseres Gräberfeldes erstreckt, kamen die Urnen als Zeugnisse der Brandbeisetzungen zum Vorschein. Irgendwelche äußere Bezeichnungen der Gräber im Gelände durch Erderhöhungen, Hügel oder dgl. konnte Verfasser nicht beobachten. Sämtliche Leichenbrandgefäße standen verhältnismäßig

flach im Kulturboden des Feldes. Keiner der Behälter reichte mit seiner Standfläche bis zur Lößsohle hinab. Irgendeine Regelmäßigkeit im Abstande der Einzel- oder Gruppenbestattungen war nicht zu finden. Vielmehr ergibt das Gesamtbild der Funde eine regellose, zufällige Lagerung. Allenfalls könnte der fundleere Raum zwischen Fundstelle 39 und 25 als bestattungsfreier Abstand zwischen zwei engeren Fundverbänden gedeutet werden; denn die dazwischenliegenden Brandgräber I und II sind älter als die anderen. Wie wir später noch deutlich sehen werden, ist ein chronologisch-örtlicher Fortschritt der Belegung aus der topographischen Lage nicht ersichtlich, denn in zeitlicher Beziehung liegen die Gräber durcheinander.

Besonders erschwerend für eingehendere Studien der stratigraphischen Lagerungsverhältnisse bei den einzelnen Gräbern war, wie hier nochmals betont sein soll, die verzwickte Beschaffenheit des Funduntergrundes selbst. Oft war es unmöglich, einwandfrei festzustellen, ob einige Scherben in unmittelbarer Nachbarschaft einer Urne beim Bestattungsritual mit Absicht dorthin geraten waren, oder ob sie schon etwa dem Boden als Kulturschicht angehört hatten. Gerade bei chronologisch-typologisch wenig unterscheidbarem oder indifferentem Material ergaben sich Schwierigkeiten. Am bedauernswertesten war diese Ungunst der Verhältnisse eben da, wo sich bei anderer Bodenbeschaffenheit die interessanten Beziehungen zwischen Körper- und Brandbegräbnis mit Leichtigkeit hätten aufdecken lassen. Das Verhältnis der dahinterstehenden Menschengruppen, die anscheinend schiedlich-friedlich gemeinsam diesen Friedhof benutzt haben, wäre vielleicht noch klarer gelöst worden.

So müssen wir uns begnügen, innerhalb der Brandbestattungen einige Besonderheiten zu trennen. Es lassen sich nämlich drei Arten von Anlagen unterscheiden.

Einmal hat es den Anschein, als seien die Urnen in G r u b e n beigesetzt worden, die außerdem noch anderes Material aufzunehmen hatten.

Das andere Mal haben wir es mit einfachen F l a c h g r ä b e r n zu tun, d. h. die Leichenbrandgefäße sind ohne irgendeine größere Grabgrube, ohne einen Stein-, Holzschutz oder dgl., dem Boden übergeben worden. Feuerspuren oder irgendetwas, was auf ein besonderes Zeremonial in nächster Umgebung der Urne unmittelbar bei der Beisetzung hätte schließen lassen, war nicht nachweisbar.

Schließlich lernten wir bei der Ausgrabung noch eine weitere Begräbnisart kennen. Man hatte nämlich in einigen Fällen, bevor die Urne in die Erde gestellt wurde, ein S t e i n p f l a s t e r von rechteckiger Ausdehnung angelegt, worauf die Gefäße dann Platz fanden. An deren Seiten oder gar über ihnen war kein Rest steinernen oder hölzernen Schutzes zu bemerken.

Man wird aber wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß damals die einzelnen Gräber irgendwie auch äußerlich bezeichnet waren, sei es durch einen Hügel oder einen Aufbau aus vergänglichem Material. Diese, höchstens bei glücklichen Umständen erratbaren Teile der Grabanlagen sind eben dem „Zahn der Zeit" anheimgefallen und können uns heute kein lebendiges Bild mehr von dem ehemaligen Verhalte geben.

Doch der Inhalt der Brandgräber, soweit er unvergänglich ist, blieb uns in mehr oder weniger vollständigem Zustande erhalten. Wir fanden, daß Gefäße ohne irgendwelche Beigabekeramik, andere wieder mit einzelnen oder gar Gruppen von Begleitgefäßen dem Boden anheimgegeben worden sind. Bei den ersteren ließ sich als durchgängige Regel feststellen, daß die Tassen an der Südseite der Urnen, allemal in Höhe des Umbruchs, standen, wie wir im einzelnen nachher noch sehen werden. Es sei angeregt, daß bei Ausgrabungen doch auch auf solche „Nebensächlichkeiten" geachtet werde. Gerade aus dem interessanten uns hier angehenden Zeitabschnitt liegt zwar viel, aber meist höchst mangelhaft geborgenes Material vor. An Metallbeigaben sind die Leichenbrandgefäße unseres Gräberfeldes besonders arm, wie das weiterhin ja auch in jenen Tagen Allgemeinerscheinung war. Einige Male werden uns auch Knochennadeln begegnen. Im allgemeinen fällt die geringe Menge der Leichenbrandteile in den Grabgefäßen auf. Im folgenden beschäftigen wir uns mit den einzelnen Gräbern und ihrem Inhalt.

Steinkistengräber.

Von den wirklichen geschlossenen Funden sind die beiden Steinkisten- bzw. Steinpackungsgräber die ältesten im Bereiche der Brandgräber.

Brandgrab I (151) (Abb. 8). In 52 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche kam eine Steinhäufung von flächigen Steinen (Sandstein- und Porphyrplatten) zutage, die wohl ursprünglich eine kleine Kiste gebildet hat. Diese Packung umschloß eine Urne und den darüber befindlichen Deckel, der nicht mehr vollständig erhalten war. Das Gefäß jedoch war noch heil; es stand auf einer Sandsteinplatte von 20×18 cm maximalem Ausmaß und trapezförmigem Umriß, ihre Stärke betrug etwa 2—3 cm. In der Umgebung des Urnenplatzes kamen außerhalb des Steinkernes verstreut 7 Scherben eines dickwandigen größeren Gebrauchsgefäßes und in einigen Scherben Reste noch anderer zum Vorschein (Glockengrab?). Beim Herausnehmen des spärlich in der Urne vorhandenen Leichenbrandes fanden sich in der oberen Lage einige Bronzereste. In der Lagerung der Knochenteile selbst ließ sich kein System beobachten.

Die Urne von einer Form, wie sie in konvergenter Gestalt im „germanischen“ Kreis jener Zeit vorkommt, hat einen verhältnismäßig flachgedrückten Bauch-, Schulter- und hohen Halsteil. Der Umbruch ist zwar scharf bezeichnet, aber doch fließend. Während der obere Teil des Gefäßes geglättet und überschlämmt ist, zeigt der untere Bauchteil geringfügige künstliche Rauhung. Der Werkstoff ist ein sandvermischter Ton (gegenüber dem späteren, reichlich zur Verwendung kommenden Porphyrgrus). Die Farbe spielt außen in ein Braun, innen in ein Gelbgrau über. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 10,3 cm, der des Bauches

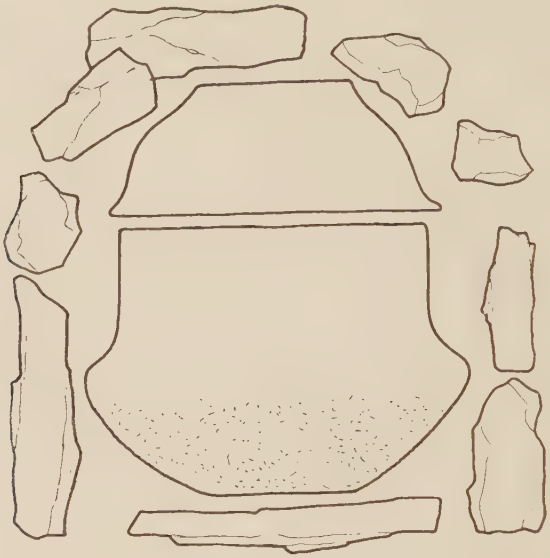

Abb. 8. **Schematischer örtlicher Befund des Brandgrabes I.** 1/5

25 cm, der des Halses 20 cm. Des letzteren Höhe mißt 7 cm, die Gesamthöhe der Urne 18 cm.

Der Deckel des Gefäßes hat die Form einer tiefen Schüssel. Ueber der Standfläche ist die Wandung etwas eingezogen; am Rand lädt sie krempenartig aus. Diese Form ist beiden Deckeln der in Steinsetzungen gefundenen Urnen eigen und unterscheidet sich von denen, die in den jüngeren Gräbern der nächsten Periode angetroffen wurden, deren Rand zumeist eingezogen ist. Die Schale ist annähernd 8 cm hoch, die Mündung 23 cm weit. Aeußerlich hat der Deckel weißgraue Grundfärbung mit gelbroter Flammung.

Ein kleines Röllchen aus Bronzedraht, der in 9 Spiralwindungen von 4 mm Durchmesser gewickelt ist, muß ein 1,5 cm langes Fragment von einem größeren Stücke dieser Art sein. Vielleicht handelt es sich um den Rest einer Drahtspirale, die ehemals auf einen Faden gezogen zu einer Kette gehörte. Aus böhmischen Bronzezeitfunden sind uns viele ähnliche Stücke bekannt. Der Bronzering von 2,5 cm Durchmesser und 1,5 mm Drahtstärke ist offenbar der noch nicht zerstörte Teil einer größeren Spirale, wovon uns nur zwei zusammengesinterte Windungen erhalten geblieben sind. Alle die spärlichen Bronzereste tragen Schmelzspuren.

Der Leichenbrand hatte in seiner ursprünglichen Lagerung keinerlei Gesetzmäßigkeit, etwa daß die Knochenreste im Sinn des Körperaufbaues angeordnet worden wären oder dergl. In seinem inneren Bestand war er völlig frei von allen fremden Bestandteilen wie Holzkohle und Erde.

Sieben große rötlichgelbe Scherben gehören zu einem großen Vorratsgefäß, dessen Wandstärke im Mittel 1,2 cm mißt, und dessen Oeffnungsdurchmesser annähernd 40 cm betragen haben muß. Der gerade aufsteigende Halsteil hat zwischen Schulterwölbung und Rand eine Höhe von 5,5 cm. Auf einem Scherben sitzt am Halsknick ein knubbenförmiger, größerer grober Tonklumpen. Das Aeußere des Gefäßes ist grob gerauht, das Innere überschlämmt und geglättet gewesen. Ueber die Höhe des Vorratstopfes lassen sich keine Angaben machen. Die Ueberbleibsel entsprechen am ehesten einem geräumigen Gebrauchsgefäß, wie es uns in der ausgehenden Bronzezeit unseres Gebiets öfters entgegentritt. Die Scherben könnten zur Zeit der Bestattung schon als solche im Boden vorhanden gewesen bzw. beigegeben worden sein (?).

Einige weitere Scherben sind in ihrem Charakter so unbestimmt, daß die ursprüngliche Gefäßform nicht zu ermitteln ist.

Es könnte möglich sein, daß die Scherben mit Absicht in der Nähe des Steinkernes der Bestattung niedergelegt worden wären. Wahle[1]) hat in Schenkenberg, Kreis Delitzsch, Scherbenlager an Urnenbeisetzungsstellen beobachten können. Ob bei unserem Fund etwas Entsprechendes vorliegt, möchte ich bei den mißlichen Verhältnissen der Kulturschicht dahingestellt sein lassen, obwohl chronologische Bedenken nicht geltend zu machen wären.

Der Fund ist nach Umständen und Inhalt noch in die V. Periode (Montelius) der Bronzezeit zu setzen. Er gehört mit dem nächsten als Grabfund zu den ältesten unseres Gräberfeldes, soweit dies mit seinen Funden fachmännischer Untersuchung zugänglich war. Da uns aber aus dem benachbarten, heute bebauten Teile ausschließlich jüngeres Material bekanntgeworden ist, haben wir durch die zeitliche Stellung dieses Fundes vor dem 8. vorchristlichen Jahrhundert zugleich eine obere Grenze für die Beanspruchung des Geländes als Bestattungsort. Nachdem also während des Neolithikums und auch in der Endphase der Bronzezeit das Feld Siedelstätte war, wurde es mit dem Ende der V. und dem Beginn der VI. Periode Friedhof.

Brandgrab II (16) (Abb. 9). In 65 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche, von einer Baumwurzel beiseite gedrückt und etwas gekippt, wurden innerhalb von Fragmenten einer kleinen Steinkiste eine sehr fein gearbeitete Urne und die Reste des dazugehörigen Deckels frei. Nach der Seite des Wurzeldruckes hin war das Gefüge der Kiste zerstört. Auf der entgegengesetzten aber glücklicherweise erhalten. Die Packwände waren zu der Sandsteinplatte des Kistenbodens rechtwinklig gefügt. Die Steine dazu waren augenscheinlich für diesen Zweck gewählt, denn sie waren etwa handtellergroß und sämtlich flächig; ob sie nun aus schlechtspaltbarem Porphyr oder aus Sandstein bestanden. Wieder konnten, wie beim vorigen Funde, aus der nächsten Umgebung der Steinpacknug einige Scherben anderer Gefäße geborgen werden. Da in weiterer Umgebung auch hier Ergänzungsscherben nicht zu finden waren, ergibt sich, daß sie als Trümmer entweder absichtlich mitgegeben worden sind oder in

[1]) E. Wahle: Vorgeschichtliche Urnenfriedhöfe bei Schenkenberg, Kr. Delitzsch. Jahresschrift 7, 1909, S. 153 ff.

der Aushuberde der Bestattungsgrube bereits enthalten waren und beim Zuwerfen wieder in den Boden gelangten.

Die Urne ist aus gutgeschlämmtem, mit Quarzsand vermischten Ton sorgfältig gearbeitet. Der zierlichen Form entsprechend ist die Urne dünnwandig; die Wandstärke beträgt nur 3,5 mm. Ueber dem gedrückten, schräg aufsteigenden Bauchteil sitzt ein zylindrischer, unter dem Rande etwas eingezogener, 5 cm hoher Hals. Beide Teile sind durch zwei umlaufende, parallele Rinnen getrennt. Ueber den oberen Gefäßteil sind Facetten geführt, die nach rechts, schrägabwärts, bis zum Umbruch laufen. An dem etwas ausgekragten Urnenrand sitzt eine 1,8 cm breite Bandöse. Innen wie außen ist das Gefäß sorgfältig geglättet und dunkel-

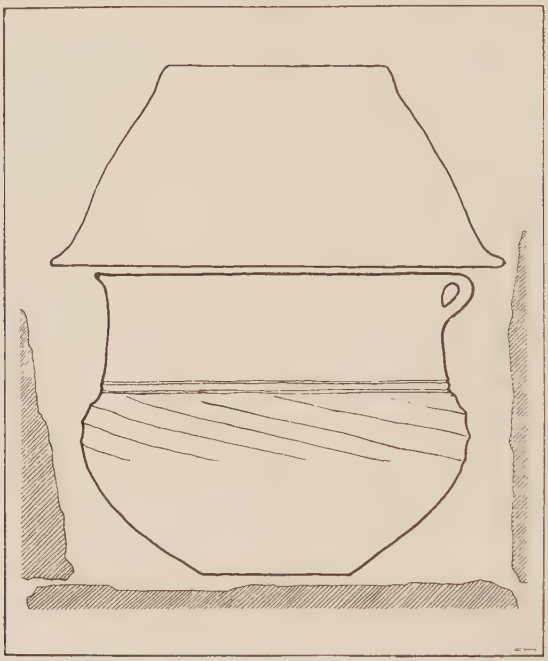

Abb. 9. **Gefäße und Steinplatten aus dem Brandgrab II** (1/3).

gelbgrau gefärbt, mit tiefergeflammten Stellen. Die Standfläche hat einen Durchmesser von 6,3 cm, die Umbruchstelle von 15,7 cm, die Randweite beträgt 14,6 cm. Das Gefäß ist 12 cm hoch.

Vom Deckel konnten der Boden, 6 Rand- und 4 Mittelscherben geborgen werden, die eine einwandfreie Rekonstruktion zuließen. Eine in der Form der vorigen durchaus ähnliche Schüssel mit unmittelbar über der Standfläche eingezogenem Unterteil und ausgekremptem Mündungsrande. Aus dieser typischen Schüsselform ergibt sich chronologisch engste Zusammengehörigkeit beider Funde. Im Gegensatz zum Gefäß ist die Deckschüssel roh gearbeitet. Innen geglättet, ist sie außen dagegen rauh. Die Farbe spielt in ein Rötlichgrau über. An der Bruchstruktur, die einen Ton mit grober Sandmischung zeigt, ist deutlich erkennbar, daß der Deckel aus einzelnen Tonwülsten aufgebaut ist. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 9 cm, die Mündung 18,5 cm; Höhe 8 cm.

Die Urne enthielt kümmerliche Spuren von Leichenbrand. Durch das Freiwerden des Grabgefüges, das die Wurzel verursachte, und durch die chemische Zersetzungsarbeit der Wurzelhärchen und Mikrobien ist eben der größte Teil der

Zerstörung anheimfallen. Irgendwelche metallischen oder beinernen Beigaben waren nicht nachzuweisen.

Die wenigen Scherben aus der Umgebung der Grabanlage gehören zum Teil gröberem, zum Teil feinerem keramischen Gut an, ohne daß die Ursprungsform näher gefaßt werden könnte. Bis auf eine Randhenkelöse, die geradezu mit der der Urne ausgetauscht werden könnte, und also demselben Gefäßtypus angehört. Durch diesen Umstand wird allerdings doch die Möglichkeit näher in Betracht gezogen werden müssen, daß es sich um regelrechte Scherbenbeigaben handeln könnte, weil eben doch die chronologische und typologische Verwandtschaft viel zu eng ist. Oder sollte der Wohnplaß in enger Nachbarschaft gelegen haben?

Wir haben es mit einem Funde zu tun, der ebenfalls seinem Gesamtcharakter nach noch in die V. Periode der Bronzezeit, wahrscheinlich in deren Endphase, zu seßen ist. Die Urnenform hat engste Beziehungen zu dem Formenkreise endlausißischer Keramik.

Grubengräber.

Brandgrab III (6) (Abb. 10, Abb. 11, Taf. IX, 1, Taf. XXIV, 7). Eine eigenartige Fundzusammenstellung brachte die Fundstelle VI. In einer flachen Grube von etwa 3 m Durchmesser und 90 cm größter Tiefe kam in der Mitte eine Urne und eine Beigabetasse zum Vorschein. In der Nähe, nur 15 cm von der Urne entfernt, lagen ein menschlicher Schädel und nach Westen weisend ein morscher Oberarmrest. Nach der Beschaffenheit zu urteilen, handelt es sich um einen Kinderskelettrest. Neben einem Stein und einer Gebrauchsgefäßscherbe, auf der die Beigabetasse stand, waren dies die Fundteile, die 45 cm unter der Oberfläche in derselben Ebene lagen. Unterhalb dieser Gegenstände fanden sich im Grubenboden und auf ihrer Sohle verstreut Gebrauchsgefäßscherben, Tierknochenreste (hauptsächlich Rind) und Tonzylinderbruchstücke. Die ersterwähnten, zeitlich sich näherstehenden Fundgegenstände lagen etwa in der Grubenmitte, sowohl hinsichtlich der Tiefen- als auch der Flächenausdehnung. Es wird uns hier — auf Grund der bereits öfter erwähnten mißlichen Bodenverhältnisse, die stratigraphische Einzeluntersuchungen beinahe unmöglich machen — beim ersten Anschein ein Rätsel aufgegeben, insofern auf den ersten Blick schlechterdings nicht zu ersehen ist, welches die ursprünglichen Beziehungen der Fundgruppen sind. Es könnte vorher die Grube als Bestandteil eines Siedlungskomplexes bestanden haben. An derselben Stelle konnte später das Kind bestattet worden sein, dessen Grab durch die noch spätere Urnenbeisetzung gestört wurde. Das kann geschehen, ohne daß einer der diese Bodenstelle zu seinem Zweck Benüßenden vom andern gewußt hat. Schließlich aber können alle drei Fundgruppen: der Grubeninhalt, die Körper- und die Brandbestattung in ursächlichem Zusammenhang stehen, denn die Gebrauchsgefäßscherben der Grube sind schwerlich datierbar. Wir sehen also, daß wir diesen vielleicht zufällig so komplizierten Fundverhalt nicht klären können. Nach der Uebersicht, die uns über diese Zeit und ihre Gewohnheiten bis heute möglich ist, gehören die

Siedlungsgrube und die wahrscheinliche Teilbestattung enger zusammen als beide im Vergleich zur Brandbestattung. Es wird also mit einiger Sicherheit so gewesen sein, daß in einer Siedlungsgrube der ausklingenden Periode V eine in diesem Zeitabschnitt nicht aus dem Rahmen fallende Teilbestattung Platz fand und später die Brandbestattung in diesen Fundkomplex hineingeriet. Bei der letzteren ist auch zu beobachten, daß das Begleitgefäß südlich vor der Urne stand. Diese Lage haben wir bei der Untersuchung des uns zur Verfügung stehenden Abschnittes des Gräberfeldes durchgängig festgestellt.

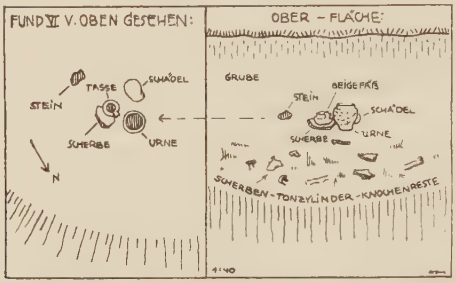

Abb. 10. **Struktur der Fundlagerung des Brandgrabes II.**

Die kleine weitmündige Urne hat einen nur randförmigen Hals- und Schulterteil, der unverziert ist. Der Bauch verjüngt sich nach der Standfläche zu, ist über dieser sogar etwas eingezogen und dort ebenfalls glatt und unverziert. Zwischen Hals-Schulter und diesem Teil (2,5 cm) jedoch ist der Urnenkörper durch waagerechte und lotrechte Einstichreihen verziert. Die länglichen Eindrücke umschließen somit unreglemäßige, leere, glatte Felder. Das ist eine Verzierungsweise, wie sie uns gebräuchlich beim Uebergang der Erdhallstatt- zur Früh-La-Tène-Zeit begegnet. Der Ton der Urne ist mit Quarzsand gemengt und ihre Farbe ein Gelbbraun wechselnder Tiefe; die Außenfläche ist glatt und glänzend. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 6,4 cm, die Randweite 12,7 cm und die Bauchweite 14,7 cm. Das Gefäß ist 12,9 cm hoch.

Die Form der Beigabetasse mutet im Verhältnis zur Urne altertümlich an, wir werden diesem Zug noch öfter begegnen. Charakteristisches Merkmal der Tassen ist der über den Rand hinausragende, in der Mitte über den gesamten Verlauf eingedellte Henkel, der am engeren Hals-Schulterteil ansetzt und am bauchigen Unterteil der Tasse endet. Er ist 2,2 cm breit.

Die Färbung des Gefäßes ist gelbgraubraun, der Bruch erscheint schwarz. Die Außenfläche ist geglättet. Die Weite der Fußfläche beträgt 5,5 cm, die des Randes 8,5 und der größte Durchmesser 10,4 cm. Die kleine Tasse ist 6,3 cm hoch.

Die Grubenscherben gehören einem größeren Vorratsgefäß unbestimmter Form an.

Ihrem wirklichen Zweck nach sind die Tonzylinder, wovon Fragmente auch in unserer Grube zu finden waren, noch immer nicht eindeutig bestimmt. Sie erscheinen als typisches Inventar endbronze- bzw. früheisenzeitlicher Siedlungen in unserem Gebiete. Nach der nordischen Chronologie sind sie in ihrer Hauptmasse in die Endphase der Periode V zu setzen. In Greppin, Kreis Bitterfeld, fand Verfasser einmal in einer Wohngrube die Zylinder gruppenweise zu 3 – 4 Exemplaren übereinderliegend und hatte den

Eindruck, daß sie nichts anderes als Topfstützen gewesen sein könnten, die auf den Herd in das Feuer gestellt worden sind.

Die Urne hat bereits Früh-La-Tène-Form. Sie ist trotz der altertümlich anmutenden Tasse wohl in das 5. vorchristliche Jahrhundert zu setzen (La Tène A). Wir werden im Verlaufe der Fundbetrachtung immer mehr den Eindruck gewinnen, daß das faciell junghallstättische Formengut zeitlich sozusagen eine Verzögerung in die Früh-La-Tène-Zeit hinein erfährt. Die Form der Tasse, aus dem Typenkreis der Billendorfer Kultur abzuleiten, ist im Besondern aber ein Ausdruck des halleschen Formenkreises. Verfasser möchte dieser Be-

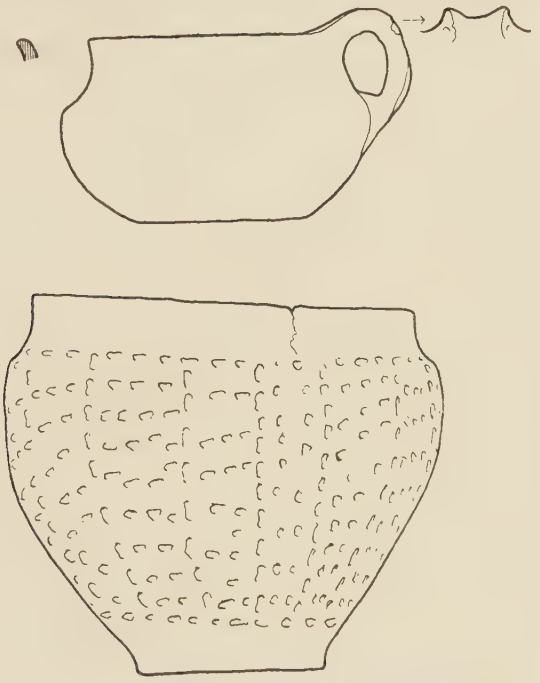

Abb. 11. **Gefäße des Brandgrabes III** (2/5).

zeichnung Eingang verschaffen, denn es handelt sich, wie wir bei weiterem Ueberblick noch sehen werden, tatsächlich um eine in dieser Zeit faßbare, geschlossene Formenfamilie eigenen Charakters.

Sollte der von uns erschlossene Verhalt zwischen Grube, Skelettrest und Brandbestattung der rechte sein, so ergäbe sich, daß Grube und Urnenbeisetzung in keinem ursächlichen Zusammenhang stünden.

Brandgrab IV (5) (Abb. 12, Taf. IX, 2). Nicht so eindeutigen Grubencharakter wie die eben behandelte wies die Fundstelle 5 auf, die einige schöne Gefäße ergeben hat. Die nähere und weitere Umgebung der Urne brachte Scherben noch anderer Gefäße und Tierknochen. Ueber die Ausdehnung und Beschaffenheit der vermutlichen Grube ließen sich keine Anhalte gewinnen. Trotzdem sei der Fund

wegen der besseren systematischen Uebersicht an dieser Stelle besprochen.

In 50 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche kam eine Gefäßgruppe einer Brandbestattung zum Vorschein. Ueber der etwas in sich zusammengesunkenen Urne befand sich ein Deckgefäß. Unter diesem, auf dem spärlich vorhandenen Leichenbrand stehend, wurde ein zur Seite gekipptes Beigefäß mit Henkel gefunden. Nach Süden (!) hin befand sich auch hier wieder vor der Gefäßgruppe ein Beigefäß ohne Henkel. Es stand mit dem Boden etwa in Höhe des Urnenrandes. Diese Erscheinung, daß die Beigefäße nicht auf der Grubensohle, der Standfußebene der Urne, sondern meist in halber Hauptgefäßhöhe zu treffen sind, ist in unserem Fundfelde die Regel. Eine Abgrenzung der Bestattungsgrube gegen die andere, die Scherben und Tierknochen enthielt, war nicht möglich. Andererseits hatte ich nicht den Eindruck, daß beide zweifelsfrei zusammengehören. Möglicherweise schneiden die beiden Bestattungen in die Grenzen des zugehörigen Wohnplatzbereiches ein, wie oben bereits erörtert worden ist. Die Hauptmasse der geborgenen Scherben läßt sich zeitlich mit in die Belegungsfrist des Gräberfeldes oder in die Phase kurz davor einordnen.

Die Urne ist ein weitmündiges schüssel- oder schalenförmiges Gefäß, das aus mit Porphyrgrus vermischtem Ton sorgfältig gearbeitet worden ist. Hals und Schulter sind zusammen- und etwas eingezogen.

Der sich rasch verjüngende Bauchteil schließt sich schalenförmig an und ist durch eine scharfe Kante vom Oberteil getrennt. Diese ist durch eine Grübchenreihe aus länglichen Einstichen bezeichnet, die rings um das Gefäß herumläuft. An 5 Stellen sind im Mittel 7 cm breite Strichreihengruppen bis zur Bauchmitte senkrecht hinabgeführt. An Umbruch und Bauch setzt ein kleiner Oesenhenkel an. Der Rand des Gefäßes ist nach innen abgeschrägt; die Außen- und Innenseiten geglättet und schwarzgrau. Der Bodendurchmesser beträgt 6 cm, die größte Weite 24 und die des Randes 22 cm; die Höhe 10 cm.

Das schüsselförmige Deckgefäß hat die den junghallstattzeitlichen (H. III/IV.) Gefäßen dieser Art eigentümliche Gestalt (soweit unser Saalegebiet in Frage kommt). Charakteristisch sind der eingewölbte Rand und die Henkelöse daran. Von der Standfläche mit 8,5 cm Durchmesser steigt die Wandung schräg auf, erreicht 2,5 cm unter dem Rande die größte Ausdehnung von 20,5 cm und wölbt sich zu einem nach innen abgeschrägten Rande ein, der eine Weite von 19 cm hat. Die Außenfläche der Schüssel ist geglättet und dunkelgraubraun. Auffälligerweise ist die Oeffnung der Deckschüssel kleiner als die der Urne, so daß sie nicht deckelartig übergreift. Vielleicht hat man das eine Beigefäß in die Urne auf den Leichenbrand gestellt, damit der Deckel nicht in das Gefäß hineinrutschen sollte? Denn die anderen im Bereich unseres Fundfeldes angetroffenen Beigefäße standen stets außerhalb der Urne. Die Abweichung vom Gebräuchlichen mag aus praktischer Erwägung heraus erfolgt sein.

Dieses letztere Beigefäß hat doppelkonische Tassenform. Der obere Teil ist niedriger als der untere. Am Rande setzt ein 2 cm breiter, in der Mitte über den gesamten Verlauf eingedellter Henkel an, der bis zum Umbruch führt. Bezeichnend ist hier wieder das Hinausgreifen des Henkels über den Rand. Die Tasse ist dunkelbraungrau und verhältnismäßig roh gearbeitet. Ihre gesamte Höhe beträgt 7,4 cm. Der Boden hat einen Durchmesser von 5,4, der Umbruch von 9,6 und die Weite des Randes 9,2 cm. Das Gefäß enthielt Spuren von Leichenbrand.

Das zweite Beigefäß ist ein henkelloser Doppelkonus von roher Arbeit. Der Bruch ist tiefschwarz, an den Rändern gelbrot. Die Außenseite erhält dadurch

einen rötlichgrauen Farbton. Der Durchmesser des Bodens beträgt 7,3 cm, der größte 10,2 cm, und die Mündungsweite 9,7 cm. Die Tasse ist 6 cm hoch.

Man kann hier wiederum sagen, daß die Beigefäße im Verhältnis zum Typus der Urne archaisierende Form haben. In der folgenden Epoche gab man schließlich überhaupt keine Begleitkeramik mehr mit. Sicherlich haben die Beigefäße nicht nur dem Zweck gedient, lediglich ein Behälter für mitgegebene Nahrung zu sein, sondern sprechen ganz offensichtlich für eine eindeutige rituelle Absicht. Anders könnte man sich den konservativen Charakter ihrer Formen und die Lage zu Urne kaum erklären. Mithin wird die Begleitkeramik nicht ohne weiteres und nur mit Vorsicht zum engeren Datieren der Funde herangezogen werden können.

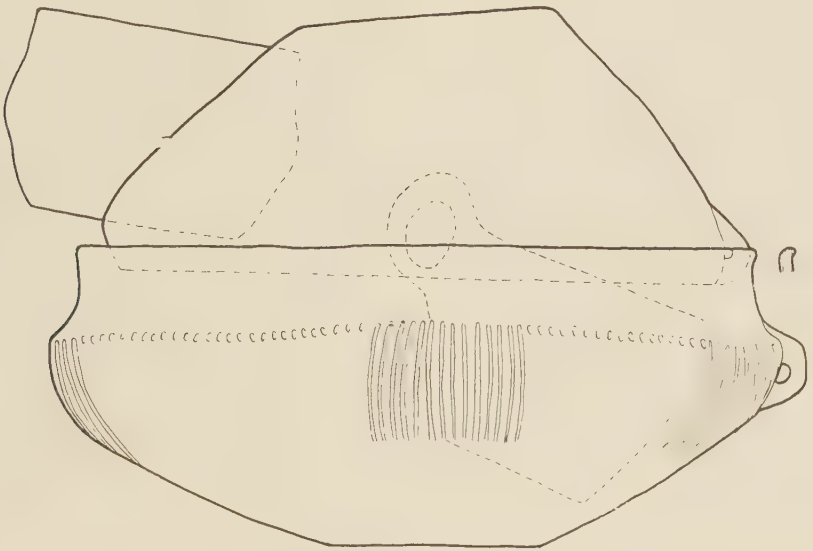

Abb. 12. **Rekonstr. örtlicher Befund des Brandgrabes IV.**

Das äußere zweite Beigefäß enthielt neben einigen nicht näher bestimmbaren Scherbenfragmenten zwei interessante Scherben mit Verzierung. Ihrer Form nach zu urteilen, gehören sie wahrscheinlich zu einer Schüssel, wie sie von dieser Art sonst gern zum Deckgefäß benutzt wurde. Nach ihren technischen und stofflichen Struktur sind die Fragmente sicher früheisenzeitlich. Auf beiden ist deutlich ein durch tiefe, rohe Eindrücke erzeugtes Tannenzweig- oder besser Aehrenzeilenmuster erhalten. Diese in unserem Gebiet ungewöhnliche Verzierung tritt noch bei einer Deckschüssel im Kröllwitzer Fundmaterial (Taf. XXV, 2) auf. Der Fund ist dort zeitlich sicherlich schon Frühlatène (La Tène A), bei allerdings faciell „jüngsthallstättischem" Gepräge. Wir hätten somit eine Datierungsmöglichkeit für unsere Scherben. Offenbleiben muß jedoch die Frage, ob sie absichtlich in das Beigefäß gelegt worden sind oder bei einer späteren Bodenbewegung zufällig da hineingelangt sind. Denn die nähere wie die weitere Umgebung des Urnenfundes enthielt Scherbengut, das sicher zeitlich dem Funde beizuordnen ist, außer einem eindeutig neolithischen Scherben.

Außerdem fanden sich in weiterer Umgebung der Urne 5 große Scherben eines sehr großen Gebrauchsgefäßes, das, wie die Randkrümmung rekonstruktiv erschließen läßt, einen Oeffnungsdurchmesser von etwa 50 cm gehabt haben muß. Der Ton ist mit grobem Quarzgrus vermischt. Die Innenseite des Gefäßes ist sorgfältig überschlämmt und geglättet worden (vielleicht also für Flüssigkeit bestimmt). Die Außenseite dagegen erscheint grob gerauht. Die Halshöhe beträgt 5 cm. Der Umbruch liegt etwa 10 cm unter dem Halsansatz; die Wandstärke mißt 1 cm. In Rekonstruktion entsteht ein Topf von der üblichen Form der Gebrauchsgefäße, die seit der Bronzezeit ihre Art kaum verändert haben. Griffstellen waren mit Knubben bezeichnet. Außerdem zeigten die Gefäßtrümmer in seltener, einwandfreier Weise den ursprünglichen technischen Aufbau. Man hatte 1 cm dicke Tonwülste zu der gewünschten Form spiralig übereinandergelegt und dann nachträglich verstrichen, förmlich mit einem Tonpuß versehen.

Eine weitere größere Gruppe von Scherben aus der Umgebung des intakten Brandgrabes rührt von einer vom Pfluge zerstörten Urnenbeisetzung her. Ohne die Form der Urne aus den Resten vollständig rekonstruieren zu können, kann man doch auf Gund der Technik und Tonbeschaffenheit sagen, daß es sich um einen Gefäßtyp wie im Doppelgrab XIII handeln muß.

Bemerkenswert unter den Scherben indifferenten Charakters sind besonders ein Halsumbruch und ein Henkelfragment, das in unserem Fundgebiet nicht so häufig auftritt. Der Henkel ist durch 2 parallele Rillen über seinen gesamten Verlauf hin profiliert und ging am Gefäß wohl über den Rand hinaus. Noch stärker profiliert durch breite Kanäle, die selbst auf der Innenwand hervortreten und die Stellen zwischen ihnen wie herausgedrückte Wülste erscheinen lassen, ist das Umbruchsfragment des Gefäßes. Der Scherbenbruch ist schwarzgrau, Innen- und Außenseite sind geglättet und zeigen gelbrosa Farbton. Unter der Umbruchskante sißen auf den herausgedrückten Wülsten zwei Grübchen, von denen eines unter dem anderen liegt. Mit dieser Keramik werden wir auf nahestehende Formen aus lausißischem Gebiet hingewiesen.

Von den Scherben, die dem Kulturboden bereits angehörten, ist ein verzierter neolithischer der Erwähnung wert. Er muß seinem Charakter nach der Bernburger Kultur zugeordnet werden. Unter den Tierknochen fällt besonders ein Hornzapfen vom Rind auf.

Flachgräber.

Brandgrab V (2) (Abb. 13, Abb. 14, Taf. X). Mit diesem Funde beginnt die Reihe der eigentlichen Flachgräber, worin die Urnen frei im Boden gefunden wurden.

In 60 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche stießen wir auf die zwar verdrückten, aber fast völlig erhaltenen Reste eines Leichenbrand- und seines Deckgefäßes. In der Nachbarschaft wurden 11 Scherben einer kleinen Terrine gefunden, die jedoch höchstwahrscheinlich als Scherbenbeigabe zu deuten sind. Denn die Lage der Scherben zueinander läßt den Schluß zu, daß das Gefäß nicht intakt dem Boden überlassen worden ist. Beim Entleeren des noch im ursprünglichen Verband befindlichen Unterteiles der Urne fand sich zwischen dem Leichenbrand ein zerbrochenes Bügel- und Fußfragment einer Fibel vom Certosatyp. Der Leichenbrand wies in seiner Struktur keinerlei Gesetzmäßigkeit auf.

Die aus den Trümmern zusammengesetzte Urne hat weiche, fließende Umrißlinien, wie sie uns am „Mehrener-Typus" bekannt sind. Hals, Schulter und Bauch sind nicht gegeneinander abgesetzt, oder auch nur durch eine Verzierung markiert. Das untere Gefäß hat eine gedrückte, terrinenförmige Gestalt. Der Rand, dessen Weite 19 cm beträgt, ist lediglich ein klein wenig dicker als die übrige Wandung. Ueber der Standfläche mit einem Durchmesser von 11 cm, ist der untere Bauchteil

etwas eingezogen. Der Umbruch hat eine Ausdehnung von 30 cm. Außen- und Innenfläche des Gefäßes sind sorgfältig geglättet und weisen eine dunkelgraugelbe Farbtönung auf. Der Bruch zeigt einen mit grobem Porphyrgrus gemischten Ton

Der Deckel ist eine tiefe Schüssel mit typisch eingekremptem Rande. Aus den erhaltenen zusammengesetzten Scherben läßt sich Gestalt und Größe einwandfrei rekonstruieren. Die Bruchfläche ist schwarz, der Ton mit Quarzsand gemischt. Aeußerlich ist das Gefäß schwarzgrau. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 8 cm, der des Randes 20 cm. Die Schüssel ist 10 cm hoch.

Durch die im Gefäß liegende Certosa-Fibel können wir den Fund verhältnismäßig genau datieren. Die Funde in der Certosa von Bologna liegen chronologisch zweifelsfrei fest. Der zeitliche Unterschied zwischen dem dortigen und unserem Vorkommen kann nicht bedeutend gewesen sein, denn wir haben schon in früherer Zeit engere Beziehungen zu dem adriatischen Kreise, dessen Formenschaß die Certosa-Fibel angehört. Unser Fund läßt sich mit großer Sicherheit eben noch dem 5. vorchristlichen Jahrhundert zuweisen. Da der übrige Fundinhalt auf Anlehnung an Hallstattfacies

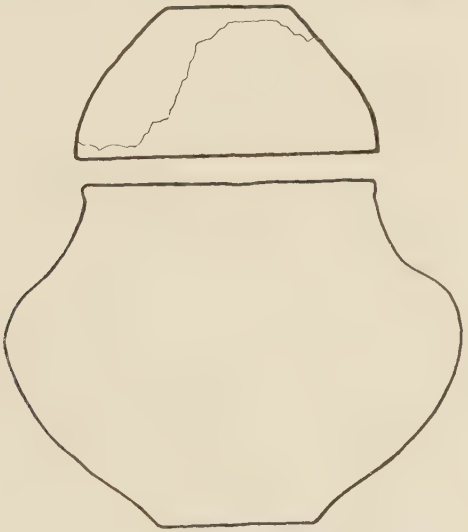

Abb. 13. **Gefäße des Brandgrabes V.** (1/5)

hindeutet, haben wir hier eine zeitliche Verzögerung ihres programmmäßig zu fordernden Verschwindens festgestellt. Da wir diesem Umstand noch öfter begegnen werden, muß für unser Gebiet allgemein der Beginn der eigentlichen La-Tène-Kultur bis in das 4. vorchristliche Jahrhundert, und wenn alle Materialien geschlossen vorliegen werden, womöglich noch weiter gegen den Beginn unserer Zeitrechnung hin herabgesetzt werden. Wir müssen uns davon freihalten, zeitschematisch den Formeninhalt einer Kulturausstrahlung mit der Zeitgebundenheit in ihrem „klassischen"

oder Bildungszentrum gleichzusetzen. Es gibt in verschiedenen peripheren Gebieten, wie wir sehen, doch erhebliche chronologische Abwandlungen. In unserem Bereich sind sie wegen der vielfältigen Ueberschneidungen verschiedener Kulturschattierungen hie und da verhältnismäßig gut faßbar.

Unsere Certosa-Fibel ist nun keineswegs eine importierte, da sie in Einzelheiten beträchtlich vom „klassischen" Typus abweicht. So fehlen z. B. die Bügelzierwülste und Charakteristika des Fibelfußknopfes. Lediglich der gemeinsame Zug in der Formgebung im großen und ganzen stempelt unsere Fibel zum Certosatyp. Im übrigen ist sie eine ganz lokale Variante. Während das verhältnismäßig nahe Nordost-Bayern noch „klassische" Formen aufweist, ist eben in unserm Mischgebiet diese eigenwillige Prägung zustande gekommen. In diesem wie in vielen anderen Fällen tritt immer wieder die Eigenheit unseres durch die natürliche Lage bedingten Ueberschneidungsbereichs von Kulturen an Variantenbildungen von Kulturgütern in Erscheinung. Das liegt offensichtlich an dem Vielerlei der Beziehungsmöglichkeiten. So entstand eben auch unsere lokale Certosa-Fibel-Variante, zu der dem Verfasser — außer schlesischen — direkte Parallelen bis jetzt noch nicht bekanntgeworden sind.

Sehen wir uns die Besonderheiten dieser Fibel näher an. Da fällt zunächst schon der Grad der Bügelwölbung aus der Variationsbreite der „klassischen" eigentlichen Certosa-Fibel heraus. Man könnte das Bügelfragment eher für einen Kniefibelrest halten. Ihre Form drückt weder die Unbeholfenheit des Arnoaldi-Prototyps, noch das Fließende der eigentlichen Certosa-Fibel aus. Der Knopf auf dem Fuß ist bei der echten Form sanfter aufgebogen und anders gestaltet, während im vorliegenden Fall das Fußende rechtwinklig, innen sogar mit scharfem Knick aufgerichtet ist. Der Kopf hat bei unserem Stück eine gekappte Helmspitzenform. Der glatte, gleichmäßig an- und abschwellende Bügel ist auf der Unterseite vollkommen plan; die Außenseite ist dagegen mit 7 in der Bügelrichtung laufenden symmetrischen Facetten verziert, die offensichtlich gefeilt sind. Nebenbei sei bemerkt, daß die Fibel mit guter Speckpatina bedeckt, also aus guter Bronze hergestellt ist. Der Oberteil des Fußes ist ebenfalls plan gefeilt, daher der scharfe Knick. Der übliche Querwulst auf dem Bügel ist in unserem Falle auch nicht einmal rudimentär markiert. Nadel und Spirale fehlen. Auffällig ist, daß das Bügelende, aus dem die Spirale gewickelt wurde, anstatt nach abwärts und innen, wie es zur Erreichung einer einfachen Doppelspirale notwendig und üblich gewesen wäre, nach außen und nach oben abbiegt. Eine sekundäre Verkrümmung kann bei der Sprödigkeit des vorliegenden Bronzematerials als unmöglich abgetan werden. Bleibt übrig zu vermuten, daß es sich vielleicht um eine fragmentierte Armbrust-Certosa-Fibel handeln könnte. Wir werden diese Vermutung zur Gewißheit erhärten können. Die Certosa-Armbrust-Fibel, eine im Ostalpengebiet entstandene Spielart der ursprünglichen Form, hat den glatten Bügel wie unsere, auch deren gehobenere Wölbung. Ferner biegt das Bügelende nicht nach innen, sondern nach außen um, damit die Lochscheibe des Spiralenstiftes in die Ebene der Nadelrast gebracht werden konnte, um den Raum zwischen Bügel und Nadel nicht zu verengen. Der Abschlußkopf über der Rast ist in der Normalform allerdings knopfförmig wie bei der Ausgangsgestalt. Wir sehen, unsere Fibel hat von beiden Formelementen etwas; doch überwiegen die Charakteristika der Armbrust-Fibel-Konstruktion. Diese Variante ist über ihr Entstehungsgebiet hinaus hauptsächlich in Böhmen, dem

pfälzischen und fränkischen Bayern, vom schlesischen bis pommerellischen Gebiet, vereinzelt auch in unserem Bereich verbreitet. Ihre Streuung deckt sich etwa mit der Ausdehnung „lausitzischer" Kultureinflüsse, so daß sie geradezu als Indikator für deren Anwesenheit benutzt werden kann.

Endlich haben wir noch eine Bestärkung unserer Annahme der Armbrustkonstruktion in der auf dem Röderberg gefundenen Armbrust-Certosa-Fibel (Taf. X, 2b). Die Fundstelle gehört mit zum Siedelgebiet der Eisenzeit in Halle-Nord. Aus dem Gräberfeld am Röderberge stammt übrigens auch eine Früh-La-Tène-Fibel. Leider ist die Grabzugehörigkeit nicht einwandfrei gesichert. Die Armbrustfibel[1]) ist 10 cm lang, hat einen glatten Bügel und runden, halbkugeligen Endknopf. Wegen ihrer klassischen Form ist sie als Importstück zu betrachten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die fragmentierte Fibel aus dem Trothaer Gräberfeld eine eigenwillige provinzielle Nacharbeit wäre. Wir hätten damit auch zugleich die einfachste Erklärung für die Entstehung unseres Stückes. Auch die im weiteren Saalegebiet verhältnismäßig seltnere „Früh-La-Tène-Fibel" (Latène A) ist als importiert zu betrachten. Diese Begleitfunde

Abb. 14. Die Certosa-Fibel unseres Fundes. (1/1)

lassen unsere Grabanlage also in das 5. vorchristliche Jahrhundert setzen.

Brandgrab VI (3). In einer Tiefe von 55 cm unter der heutigen Oberfläche kam der Rest einer Brandbestattung in Form einer Deckschale zutage. Wohl zufälligerweise stand die Schüssel regelrecht auf der Fußfläche. Man muß aber annehmen, daß die Urne zerstört worden ist und es sich eben nur um einen Teil des Bestattungsgeschirres handelt; zumal gut ein Drittel der Schale fehlt und auch nicht als Scherbengut in der Nähe geborgen werden konnte. Neben dem großen Deckelfragment wurden nur Spuren von geschmolzener Bronze festgestellt. Bei irgendwelchen größeren Bodenbewegungen, die stratigraphisch in der Kulturschicht nicht in Erscheinung traten, sind diese Bestattungsüberbleibsel sicherlich so isoliert verschleppt worden.

Die Deckschale hat die gebräuchliche Form. Oberhalb der Standfläche ist der Schalenkörper geringfügig, dagegen zum Rande hin verhältnismäßig stark eingezogen. Technisch ist das Gefäß aus Ringwülsten aufgebaut. Der letzte, dem Rande nächste, ist, nachdem er flächig ausgedrückt war, noch mit einem weiteren, kleineren besetzt worden, dessen Unter- und Außenseite aber nicht verstrichen worden ist, so daß die entstandene Rinne eine rings um den Rand laufende Zier-

[1]) Belz: Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln. Zeitschrift für Ethnologie 45, 1913. S. 886.

furche bildet. Die innere Furche im Gefäß dagegen ist eingeglättet. Die Grundfarbe ist schwarzgrau; die Außenseite ist zwar überschlämmt, aber nicht sorgfältig geglättet. Der Durchmesser des Bodens beträgt 9,5 cm, die Mündungsweite 24,5 cm; die Höhe 8,5 cm. Die spärlichen Bronzereste waren nicht näher bestimmbar.

Brandgrab VII (4). (Abb. 15, Taf. XXIV 1.) An der 4. Fundstelle kam 60 cm tief unter der Oberfläche eine verhältnismäßig sehr gut erhaltene Urne zutage. Nur der Henkel und geringfügige Teile des Randes sind durch Ackerbearbeitung zerstört worden. Glücklicherweise ist aber die Ansatzstelle des Henkels erhalten geblieben. Vermißt wurden bei dem Bestattungsinhalt der Urnenhenkel, der wohl abgepflügt worden ist, und die Begleitkeramik. Die Begrenzung der Grube, die zur Aufnahme der Urne hergestellt werden mußte, war nicht mehr nachweisbar. In der Umgebung fanden sich nicht, wie sonst üblich, irgendwelche anderen Scherben. Die Urne enthielt reichlichen

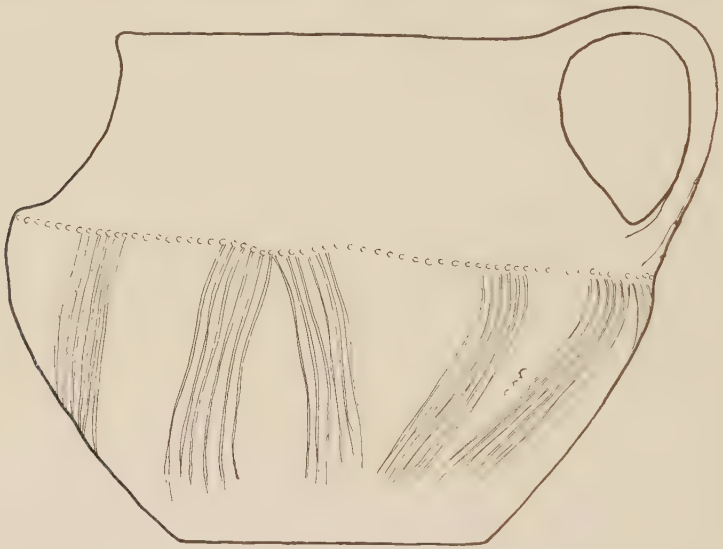

Abb. 15. **Gefäß aus Brandgrab VII** (²/₅).

Leichenbrand, innerhalb dessen kein System in bezug auf Anordnung der Knochenteile auffindbar war. Beigaben irgendwelcher Art waren nicht vorhanden.

Das Gefäß ist im ganzen ziemlich roh gearbeitet, obwohl Außen- wie Innenseite überschlämmt und geglättet sind. Die Oberfläche zeigt eine dunkelbraungraue Färbung. Den Umbruch begleitet eine geschlossene Grübchenreihe. Von dieser laufen über den Bauch bis fast zur Fußfläche 14 Strichgruppen hinab, die teils parallel, teils gegeneinandergestellt sind. Der Hals ist unter dem Rande etwas eingezogen. Das Gefäß hatte ursprünglich einen Henkel, der vom Rande her bis auf den Ansatz am Umbruch ausgebrochen ist. In der Rekonstruktion haben wir uns den Henkel über den Rand hinausgehend und längs seiner Mitte eingedellt vorzustellen. Zum Vergleich können wir die Urne aus Grab 21 unseres Gräberfeldes heranziehen (Abb. 27). Es sei schon hier bemerkt, daß neben der Technik in der Gesamtbeschaffenheit beider Gefäße soviel Gemeinsames vorhanden ist, daß beide mit hoher Wahrscheinlichkeit aus derselben Hand hervorgegangen sind. Es

mag sich bei der engen Nachbarschaft der Fundstellen vielleicht um Glieder einer Familien-Bestattungs-Gruppe handeln.

Die Verzierung und Gestalt des Gefäßes weisen es als lokal abgewandeltes Formengut dem früheisenzeitlichen Billendorfer Kreise zu. Als besonderes Charakteristikum hält sich in unserem Gebiet neben dem Strich-, Gruppen- und Grübchenreihendekor auch noch der über den Rand hinausragende, eingekehlte Henkel bis in die Früh-La-Tène-Zeit hinein.

Brandgrab VIII (7). An der Fundstelle 7 kamen in 45 cm Tiefe die spärlichen Scherbenreste einer vielleicht beim Tiefpflügen erfaßten Urne zum Vorschein. Es handelt sich ausschließlich um Boden- und Bauchscherben. Auch einiger Leichenbrand war noch zu bergen. Trotz der Geringfügigkeit der Reste können wir uns von der ehemaligen Urne ein einwandfreies Bild machen, denn sie gehört nach Technik und Materialbeschaffenheit zu einer Gefäßgruppe, die wegen ihrer Eigenartigkeit aus dem übrigen Fundstoff herausgestellt werden kann. Die Scherben sind nämlich auf der Innenseite mit einer gelbroten geschlämmten Tonschicht überzogen, während Bruch und die glatte Außenfläche tiefschwarz gefärbt sind. Der geringe Krümmungsgrad und die geringe Stärke der Scherben läßt auf ein verhältnismäßig großes Gefäß schließen, bei dem Dünnwandigkeit ein besonderes Charakteristikum ist. Alle diese Eigenschaften sind den Urnen eigen, die außerdem in den Gräbern IX, XIII, XV, XVI, XVII und XVIII gefunden worden sind.

Demnach haben wir uns eine hohe und weitbauchige Urne vorzustellen mit dem charakteristischen, verhältnismäßig hohen Halse, der in der Gesamterstreckung etwas eingezogen ist. Als Verzierung kommen eine Halsansatzrinne, Grübchenreihe und Sparrenmuster in Frage, wenn wir auf Grund von Analogieschlüssen unserem Gefäß eine Verzierung zuweisen wollen.

Diese innen hellgelbrote und außen tiefschwarz glänzende Keramik ist eine dem Verfasser sonst nirgends bekanntgewordene Sonderprägung des früheisenzeitlichen Kulturgebietes von Halle-Nord. Nach ihrer Gruppierung im Fundplan zu urteilen, scheint sie einem geschlossenen Verbande, etwa einer Sippe oder Familie als Grabkeramik eigen zu sein; wenn wir engstes Benachbartsein einer größeren Zahl von Gräbern dafür sprechen lassen wollen. Dieses keramische Gut ist in Form und Stoff so verwandt, daß es sich schon mir bei der Ausgrabung aufdrängte, es müsse sich um Gefäße handeln, die aus ein und derselben Hand oder Werkstatt hervorgegangen seien. Das in anderen Gefäßen gefundene Beigabegut läßt auch zu, sie im großen und ganzen als gleichzeitig anzusehen.

Brandgrab IXa (9). Bei der interessanten Fundstelle 9 stießen wir in 55 cm Tiefe auf eine gut erhaltene, noch skizzierfähige Urne mit Deckschale. Lediglich der hohe Hals und der darauf befindliche Deckel waren nach innen eingesunken. Der Ton des Gefäßes war außerordentlich morsch und blättrig, so daß selbst ein Eingipsen

an Ort und Stelle nur bezweckt hätte, daß beim Ausbandagieren die Scherbenblätter auseinandergefallen wären. Das Gefäß sollte über Nacht an der Luft trocknen. Leider mußten wir einen ähnlichen Fall wie später beim Skelettgrab VIII erleben; nämlich, daß über Nacht im eingezäunten Grundstück versucht worden ist, die Urne zu heben. Da sie dabei natürlich auseinanderfiel, begnügte man sich damit, nach dem angeblichen Gelde darin herumzustochern und einen Teil der Scherben und des Leichenbrandes zu verschleppen.

Die Außenseite ist glänzend schwarz, ohne — wie auch die anderen ähnlichen Charakters — graphitiert zu sein. Die Innenseite ist dagegen mit einer dünnen hellgelbroten Schicht wie die schon oben erwähnten dieser Gruppe überzogen. Um den Halsansatz läuft eine Rille, unterhalb dieser eine geschlossene Grübchenreihe und von dieser bis zum Umbruch hinab paarweis gegeneinandergestellte Parallel-Rillen-Gruppen. Also auch hier ist das „spätlausitzische" Zierelement in seinen Abklängen noch nachweisbar. Die Gesamthöhe des Gefäßes beträgt etwa 28 cm bei etwa derselben Breite.

Die Deckschale konnte soweit ergänzt werden, daß ihre genauen Umrisse und Abmessungen vorliegen. Es ist eine flache Schale mit dem üblich eingezogenen Rande und Oesenhenkel, der ein wenig über den Rand hinausragt. Die Farbe spielt in ein dunkles, warmes Grau. Die Bodenweite beträgt 9 cm und die der Mündung 23 cm. Die Schüssel ist 7,2 cm hoch. Wie wir uns erinnern werden, wurde etwa 30 cm tiefer an derselben Fundstelle das Hockerskelett I entdeckt.

Die Brandbestattung schneidet in dessen Grabgrubenrand ein. Wir durften bei der Lagerung auch bei den anderen Skeletten, wo Brandgräber über ihnen lagen, annehmen, daß es sich um Nachbestattungen handelt. Da wir in den Brandbestattungen zwar der Form nach noch endhallstättisches Gut vor uns haben, das chronologisch gesehen aber bereits in die Früh-La-Tène-Zeit gehört, sehen wir nun auch, bis zu welcher unteren Grenze wir zeitlich die Skelettbestattungen zu datieren gezwungen sind. Im Vergleich mit freistaat-sächsischen Funden in der Dresdener, Pirnaer und, auf böhmischem Gebiet, der Bodenbacher Gegend wird uns diese Notwendigkeit durch die Nadelfunde von degeneriertem Trothaer Typ noch nähergebracht werden. Da es sich ferner bei den Skelettbestattungen nicht, wie im pfälzisch-fränkischen Kreise Nord-Ost-Bayerns, um große, eindrucksvolle, zeitüberdauernde Hügel und Steinbautenanlagen handelt, sondern eben nur um einfach bezeichnete Erinnerungsmale, bedeuten ein oder zwei Jahrhunderte Zwischenraum zwischen den Bestattungen schon viel; denn es sind auf unserem Gebiet keine Spuren von großen Hügel- oder Steinbauten festgestellt, außer der rudimentären fast regelmäßig über der Erstreckung des Skelettes anzutreffenden, in sich regellosen unterirdischen Steinstreuung.

Auch im vorliegenden Falle befand sich zwischen der Brandbestattung und der Körperbeisetzung eine solche, die sich noch bis unter das seitlich des Skeletts befindliche Urnengrab erstreckte. Da uns bei acht Körperbestattungen viermal dieses Zusammentreffen von beiden Begräbnis-

formen begegnet, schaltet nach billigem Ermessen der Zufall hierbei aus; und das um so mehr, wenn man die näheren Umstände dabei und das eigene Beobachten beim Ausgraben berücksichtigt.

Es bleibt uns also nur übrig anzunehmen, daß unsere Urnenbestattung in verhältnismäßig enggespannter Zeitfolge an der irgendwie bezeichneten Stelle des Körpergrabes erfolgt ist.

Brandgrab IXb (9). Wenige Meter vom Grabe getrennt wurden in 60 cm Tiefe die Reste einer zweiten Brandbestattung über dem in der Nachbarschaft des ersten liegenden zweiten Skelettes angetroffen. Wir hatten schon bei der Besprechung der Skelettgräber darauf hingewiesen, daß Hamsterwühlerei im Bereich der Grabanlagen festzustellen war. Diesem Umstande haben wir es augenscheinlich wohl zuzuschreiben, daß von dem Urnengrab IXb nicht mehr übriggeblieben ist als einige Scherben vom Haupt- und Deckgefäß. In der Nähe lagen noch spärliche Reste eines Gebrauchs-, vielleicht auch eines Beigefäßes, wenn die verzierte Scherbe als Rest eines solchen zu deuten ist. In weiterer Entfernung kamen dann noch einige Tierknochen- und Tonzylinderbruchstücke zu Tage. Die verzierten Tonreste des Haupt- und Deckgefäßes lagen nestförmig beieinander. Leider konnten von der eigentlichen Urne nicht alle Ueberbleibsel geborgen werden, da sie uns unter dem Spatel blätterig zerfielen. Dazu neigten übrigens alle zu der charakteristischen keramischen Gruppe gehörigen Urnen, so daß man eine gleichmäßige technische Behandlung des Ausgangsmaterials annehmen muß. Auch bei der erhaltenen verzierten Scherbe ist auf der Innenseite die dünne hellgelbrote Schicht, der schwarze Bruch und die glänzend schwarze Außenfläche zu sehen. Deren Beschaffenheit hat offenbar ihr Vorbild in der im lausitzischen Kreise auftretenden Graphitierung. Wir haben uns in der Rekonstruktion ein der Urne aus Grab IXa in Gestalt und Stoff ganz entsprechendes Gefäß vorzustellen, das sich vom ersteren nur durch enger gestellte und zahlreichere feinere Rillen in der Sparrengruppe der Umbruchsverzierung unterscheidet. Vom Leichenbrand (bis auf ein einziges Stückchen) oder irgendwelchen Beigaben zeigte sich sonst keine Spur.

Das Deckgefäß war aus den vorhandenen Resten verhältnismäßig gut und vollständig zu rekonstruieren. Die Form ist wieder die bei der jüngeren Keramik unseres Gräberfeldes übliche. Der Rand ist eingezogen und hat an einer Stelle ein kleines Loch, durch das man eben einen starken Faden hindurchziehen kann. Ob außerdem ein Oesenhenkel vorhanden gewesen ist, ließ sich wegen der fehlenden Partien nicht erweisen. Der Bruch zeigt schwarze Färbung, während Außen- und Innenseite lehmgrau bis ziegelrot sind. Für die Abmessungen ergeben sich folgende angenäherte Werte: Bodendurchmesser 6 cm, die Randweite 15,5 cm, die Höhe 7 cm.

Unter fremdem Scherbengut sind zwei verzierte Urnenscherben erwähnenswert, die möglicherweise einem Beigefäß angehören. Sie zeigen bei braunrotgrauer Außenfarbe schwarzen Bruch. Nach Ornament — gegeneinandergestellte Sparren — und Beschaffenheit würde man sie in unserem Gebiet ohne weiteres als frühlatènezeitlich den durch Strichlagen künstlich gerauhten Gefäßen zuordnen.

Außer den Knochenresten ist ein Pferdezahn bemerkenswert.

Unterhalb dieses Fundnestes stießen wir auf eine lockere Steinstreuung, und darunter wieder befand sich die linke Oberschenkelpartie des Skelettes II. Wir müssen also auch hier, wenn wir uns den oben ausgeführten Erklärungen anschließen wollen, eine Nachbestattung annehmen und weiterhin einer sicher vorhanden gewesenen, uns aber nicht mehr in ihren Einzelheiten faßbaren Beziehung zwischen der brandbestattenden und körperbegrabenden Menschengruppe unseres Siedelgebietes das Wort reden. Unmöglich können diese feindlicher Art gewesen sein, wie die bisherige Auffassung lehrt. M. E. ist sogar zu bedenken, daß möglicherweise nicht einmal eine ethnische Trennung vorzuliegen braucht; lediglich Kastenunterschiede mit getrennten konservativ befolgten eigenen Sitten könnten Grund dieser Erscheinungen sein.

Brandgrab X (10). (Abb. 16.) Eine ganz ähnliche, vielleicht ein wenig problematisch zusammengesetzte Bestattungsanlage eröffnete sich uns bei der Ausgrabung der Fundstätte 10, die wohl eine der interessantesten, wenn auch nicht ergiebigsten war.

Wir stießen beim flächigen Abdecken des Bodens unter der heutigen Oberfläche zuerst auf die Scherben einer Urne. Beim weiteren Freilegen ergab sich ein Gefäß, das von Süden nach Norden auf die Seite und darüber hinaus flachschräg nach unten gekippt war. In einem halben Meter Entfernung lag ein größerer Scherben eines Deckgefäßes. In Höhe dieser Schicht fanden wir auch ein bronzenes Rollenkopfnadelfragment mit Brandspuren, das also sicher der Brandbestattung zuzuweisen ist. 65 cm unter der zutiefst gelegenen Scherbe der Urne, die in sich belassen wurde, gerieten wir auf ein gestrecktes männliches Skelett (III) (vgl. Abb. 4).

Wie war nun diese Brandbestattung zu deuten? Verfasser glaubt hier einen unzweideutigen, klaren Einblick in die chronologischen Beziehungen dieser beiden Bestattungsarten gewonnen zu haben. Nehmen wir zunächst einmal, ausschließlich durch die Beobachtungstatsachen geleitet, ohne Vorurteil eine Rekonstruktion des Vorganges bei den Bestattungen vor: In einem Grabe, dessen Sohle 90 cm tief liegt, wird ein Toter bestattet. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er irgendwie in mehr oder weniger dicke Tücher eingehüllt wurde. Unwahrscheinlich ist, daß die Erde sogleich ohne jede Zwischenschicht auf die Hülle des Toten geworfen wurde. Lassen wir neben der Steinstreuung, die vielleicht zum Belasten diente, einige Laubzweige oder dergleichen die (restlos vergangene) Isolierschicht bilden. Im ganzen entsteht so durch den Leichnam, seine Hülle und die Deckschicht eine Raumausfüllung von wenigstens einem halben Meter Mächtigkeit.

Nun wurde kurze Zeit darauf eine Urnennachbestattung vorgenommen, deren Grube zwar noch in die obere Körpergrabgrube

eingeschnitten wurde, deren Sohlenmitte aber etwa 30 cm neben der rechten Schulter des Toten in 60—65 cm Tiefe lag. In der tiefschwarzen humösen Kulturschicht, die also auch entsprechend mikrobienreich ist, geht bei der verhältnismäßig geringen Tiefe der Körperbestattung natürlich die Zersetzung der organischen Substanz schnell vor sich. An Stelle des Körpers und seiner Hüllen entsteht naturgemäß ein Hohlraum, der eines Tages zusammensinken muß. Bei diesem Zusammenfallen wurde die benachbarte Urnenbestattung in Mitleidenschaft gezogen, das Gefäß kippte mit der rutschenden Erde um seine Mittelachse nach der Senkung zu und wurde selbst in seinem Oberteil samt dem Deckel zerdrückt. Wir kämen dann am Ende des Vorganges beim Oeffnen der Anlage zu dem Bilde, wie wir es im vorliegenden Falle mit allen Einzelheiten angetroffen haben. Und da schwerlich ein anderer Grund die Verhältnisse auch nur annähernd hinlänglich klären könnte, müssen wir aus logischen Erwägungen das Geschehnis als so abgelaufen betrachten. Daraus ergeben sich aber für uns wichtige chronologische Einsichten. Denn einmal müssen die Zersetzungsfortschritte des Körperbestatteten schnell vor sich gegangen sein, wie die angeführten Argumente wohl eindeutig beweisen, und zum anderen kann nur verhältnismäßig wenig Zeit zwischen den Beisetzungen gelegen haben. Von einer generationslangen Spanne kann ernstlich gar nicht die Rede sein.

Es müssen also — und das ist bedeutsam — auf unserem Gräberfelde Körper- und Brandbestattung annähernd gleichzeitig geübt worden sein. Das haben uns in nicht so eindringlicher Weise schon die anderen Mischbestattungen und die Beigaben nahegelegt. Damit fällt aber für das in Frage kommende Gebiet und die zur Erörterung stehende Zeit die bisherige Annahme, es hätten die brandbestattenden, in größerem Zusammenhang als germanisch bezeichneten Menschen, die körperbestattenden, bisher Kelten genannten, verdrängt. Vielmehr sehen wir, daß beide angeblich ethnisch verschiedene Elemente gleichzeitig im kulturellen Verbande nebeneinander gelebt haben. Denn ausgerechnet im Grabe seines „Feindes" hätte sich nicht leicht jemand bestatten lassen. Die weitere Möglichkeit, daß Verbrannte den Körperbestatteten in den Tod folgen mußten (Opferritus oder dergl.), würde chronologisch dasselbe aussagen.

Wenden wir uns nun der gefundenen Urne zu (Abb. 16). Das Ausgangsmaterial ist ein mit Quarzsand und Glimmer vermengter Ton. Der Bruch ist grau, die Oberflächenfarbe des Gefäßes gelb bis schwarzgrau mit okerroter Flammung. Diese Färbung ist dem formengleichen keramischen Gut aus dem nördlichen Gebiet der Provinz eigen. In der Rekonstruktion und Zusammensetzung ist die ursprüngliche Form ein wenig erweitert. In situ hatte das Gefäß, wie auf der Photographie zu erkennen ist, eine etwas tonnenförmigere Gestalt mit fließendem Umbruch. Auf der einen Seite ist der Henkel erhalten geblieben. Die gegenseitige Gefäßpartie fehlt. Wir müssen aber nach sonst ähnlichen Gefäßen einen zweiten gegenständigen

Henkel ergänzen. Der Durchmesser des Bodens beträgt 12,5 cm, desgleichen der des Randes. Die größte Weite beträgt annähernd 25 cm, die Höhe 31,5 cm.

Der Formcharakter der Urne weist sie dem germanischen Kreise zu, in dessen reinen Bezirken sie uns als frühest latènezeitliche Prägung bekannt ist, die in altmärkischen früheisenzeitlichen Gräberfeldern geradezu als Leitform auftritt und dort bis in das 4. vorchristliche Jahrhundert fortlebt. In dem im allgemeinen durchaus lausitzisch, im besonderen billendorfisch bestimmten keramischen Gut der Gräberfelder unseres Gebietes in dieser Zeit (des 6. und 5. vorchristlichen Jahrhunderts) mutet diese Form wie ein weißer Rabe an. Wenn wir uns einen Ueberblick über die gesamten bekanntgewordenen Gräberfelder verschaffen, drängt sich uns ohne Not der Eindruck auf, daß seit der Hausurnenzeit, also etwa dem 9. vorchristlichen Jahrhundert, bis in die eigentliche La-Tène-Zeit hinein (La Tène A) nicht ein schwallartiges Vordringen der Germanen in das Saalegebiet stattgefunden hat, sondern daß vielmehr ein ganz allmähliches, bodenfassendes Einsickern germanischer Kultur- und Volkselemente nachzuweisen ist. Also auf dem Umwege einer Mischbevölkerung und Mischkultur mit gegenseitiger Duldsamkeit ein mehr und mehr raumnehmendes „Germanisieren" vor sich geht, bis in der eigentlichen La-Tène-Zeit erst eine erobernde Landnahme von seiten größerer geschlossener germanischer Volksverbände stattfindet. Vor dieser

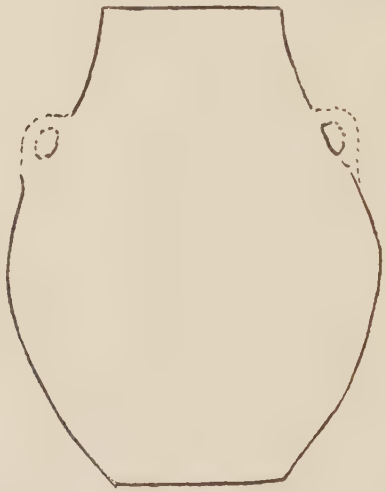

Abb. 16. Gefäß aus Brandgrab X. (1/5)

Zeit herrscht kulturell und wohl auch ethnisch der lausitzisch-billendorfische Bestandteil der Mischbevölkerung vor.

Der Deckel unserer Urne hat wiederum die typische Gestalt mit eingebogenem Rande und Henkelöse, die eine Breite von 2,2 cm hat. Seine Farbe ist ein dunkles Grau. Der Bodendurchmesser beträgt 5 cm, der der Oeffnung 16 cm.

Der Rollenkopfnadelrest ist 2 cm lang und hat die typische Gestalt. Offenbar ist unter dem Einfluß der Hitze der bandartig ausgehämmerte Teil unmittelbar unter dem Rollenkopf eingerissen.

Aus der weiteren Umgebung der Brandbestattung stammen noch mehrere kleinere Scherben. Darunter sind bemerkenswert ein Bruchstück mit „billendorfisch" bestimmtem Ornament und ein weiteres mit einer Reihe von flachen runden Grübchen und ferner einige mit Facetten, die endbronzezeitlich sind. Sämtliche Scherben gehören der Kulturschicht an. Erwähnt sei noch ein Tonstützenfragment.

Brandgrab XI (11). (Abb. 17, Taf. XXIV, 6.) In der Nähe eines größeren Baumwurzelfilzes erschien in 70 cm Tiefe ein einzelnes größeres tassenförmiges Gefäß, das wohl der letzte Zeuge einer aus

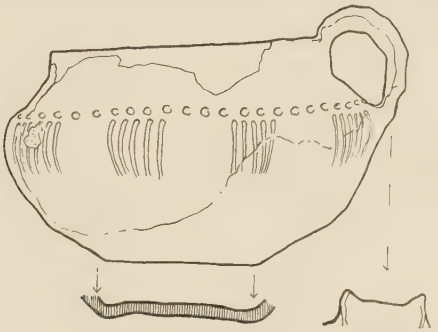

Abb. 17. **Die Tasse des Brandgrabes XI.** (1/3)

Urne und Begleitkeramik bestehenden Brandbestattung war. Beim Pflanzen des Baumes mögen die übrigen Teile des Urnengrabes zerstört worden sein. Die Tasse enthielt, wie zu erwarten war, weder eine Beigabe noch Leichenbrand.

Nach ihrer Form gehört sie zu der ausgeprägt „billendorfisch" beeinflußten Keramik. Der bezeichnende, über seinen gesamten Verlauf eingekehlte Henkel geht über den Rand hinaus und hat eine Breite von 3,2 cm. Am Halsansatz läuft um das Gefäß herum eine Reihe kreisrunder, flacher Grübchen, von der herab bis etwa zur Bauchmitte acht Gruppen von senkrecht nach unten geführten Rillen laufen. Der Boden ist leicht eingedellt. Die Herstellung ist verhältnismäßig roh, doch ist die Oberfläche sorgfältig geglättet. Sie zeigt eine dunkelgelbgraue Färbung. Der Durchmesser des unregelmäßigen Bodens beträgt annähernd 6 cm. Die Mündungsweite 11 und die größte 15 cm. Die ganze Tasse ist 8 cm hoch.

Brandgrab XII (13). (Abb. 18, 19, Taf. XI, 1.) In ihrem oberen Teil vom Pfluge erfaßt, befand sich in 65 cm Tiefe eine Urne mit Deckelfragmenten. In der weiteren Umgebung der Bestattung kamen noch einige Scherben zu Tage, die aber nicht dem Grabe, sondern dem Kulturboden angehörten. Von einer Grube war, wie auch bei den vorigen, nichts mehr nachzuweisen.

Das Gefäß hat flüssige Formung. Von der verhältnismäßig sehr kleinen Standfläche mit einem Durchmesser von 10 cm, schwingt sich weit ausgreifend ein

geräumiger Bruchteil auf, der einen größten Durchmesser von 29 cm hat. Zum Halsansatz hin ist der Körper stark eingezogen. Der Hals selbst setzt in einer vertieften Hohlkehle an, die rings um das Gefäß herumläuft. Der wiederum sanft geschwungene Hals muß gemäß der Gesamtgestalt noch eine beträchtliche Höhe gehabt haben. Leider ist er nicht erhalten geblieben; die Höhe des vorhandenen Gefäßrestes beträgt 26 cm. Die Außenfläche ist glatt überschlämmt und von gelblichschwarzgrauer Färbung; der Bruch zeigt einen mit feinem Quarzsand gemengten Ton und ist hellgrau gefärbt. Faziell gehört dieser Gefäßtypus dem reinen Hallstattformengut an, und weist dessen Einfluß auf. Zeitlich jedoch müssen

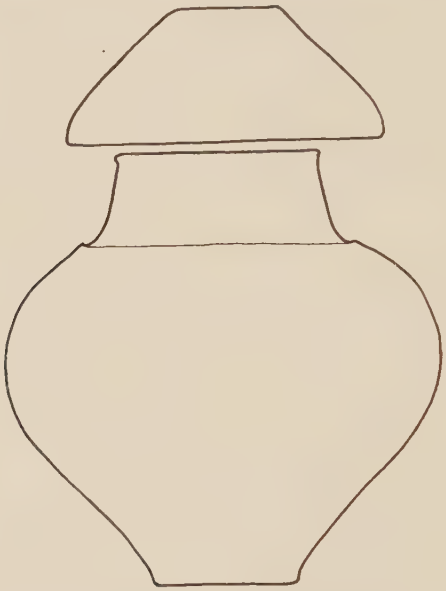

Abb. 18. **Die Gefäße des Brandgrabes XII.** (1/5)

wir den Fund nach den Beigaben in das früheste La-Tène (A) weisen, also etwa in das 5. vorchristliche Jahrhundert.

Der zu rekonstruierende Deckel der Urne hat die übliche Form. Leider ist die Henkelscherbe nicht erhalten geblieben. Die Schale ist aus einem mit feinem Porphyrgrus vermischten Tonmaterial hergestellt, das der Bruch in grauschwarzer Farbe zeigt, die auch die Außenfläche hat. Die Standfläche hat einen Durchmesser von 7 cm, die Mündungsweite beträgt 21 cm und die Höhe 9 cm.

Der Leichenbrand, der keine gewollte Schichtung aufwies, enthielt im oberen Teil einige metallene Beigaben. Zunächst einen interessanten eisernen Gürtelhaken, der in dieser Form in unserem Gebiet sonst fremd ist (Abb. 19). An einer ellipsoiden, in der Mitte durchlochten Nietplatte von 2,5 × 1,6 cm Ausmaß befindet sich der mit ihr in einem Stück geschmiedete, einfache, durch parallele Linien begrenzte Haken. Platte und Haken sind 6,4 cm lang. Auf der ersteren ist durch einen Nietstift auf beiden Seiten je ein viereckiges eisernes Plättchen festgenietet, von denen das auf der Seite der Hakenzunge liegende das größere ist. Zwischen den drei Platten wurde das sicherlich gespaltene Riemenende befestigt.

Eine Parallele hierzu ist mir aus dem weiteren Saalegebiet oder aus dem Norden nicht bekannt. Wohl aber kommt im schlesischen Fundgebiet diese Hakenform vor. So in Noßwitz und vor allem in Jungwitz, wo eine direkte Parallele mit erhaltener

Nietplatte vorliegt [1]). Besonders wichtig für uns ist der letztere, geschlossene Fund mit Fibeln, die Armbrustkonstruktion zeigen. Sie tauchen in Schlesien verhältnismäßig früh auf und sind in das 5. vorchristliche Jahrhundert zu setzen. Wir haben damit die Möglichkeit, auch unseren Fund in diese Zeit zu setzen und können, wie schon gesagt, dabei feststellen, daß die hallstättischen Formen der Keramik bei uns in die Früh-La-Tène-Zeit hineinreichen.

Auch hier möchte ich wieder betonen, daß die lausitzischen Einflüsse in dieser Zeit noch mindestens ebenso stark wie die germanischen unser Gebiet beherrschten, wenn nicht stärker. Von südwestlichen oder westlichen im Sinne von keltischen kann gar nicht die Rede sein. Wir müssen vielmehr eine lausitzisch-germanische Mischbevölkerung fordern, in der offensichtlich sogar das Lausitzische (bis ein besserer Ausdruck dafür gefunden wird) tonangebend ist. Nirgendwo ist von einem kriegerischen Einbruch der Germanen eine Spur zu entdecken. Die Not der Zeit, durch den

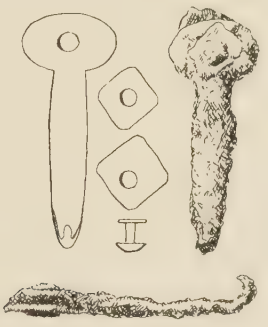

Abb. 19. **Der Gürtelhaken des Brandgrabes XII.** (½)

Klimasturz z. T. verursacht, die sich noch immer auswirkt, hat wohl beide Bestandteile sich nebeneinander friedlich dulden lassen. Man unterschätze doch nicht vom Schreibtisch her, wie es so oft geschieht, die Einwirkungen einschneidender Naturveränderungen auf die doch immerhin noch im besten Sinne primitiven Daseinsbehelfe in damaliger Zeit.

In der Urne wurde ferner ein Schmelzfragment eines bronzenen Schildohrringes und ein winziges Bronzeringlein gefunden (Taf. XI, 1).

Der Schildohrring ist vom gleichen Typus wie die in den Gräbern XVII und XX bestätigten; und, was von Wichtigkeit ist, wie er in den Skelettgräbern der jüngeren Gruppe häufiger (z. B. Corbetha und Halle) vorkommt. Also wieder ein Beweis für die Gleichzeitigkeit beider Gruppen in demselben Gebiet. Das kleine, aus einem dünnen Bronzedrahtring gebogene Bronzeringlein hat einen Durchmesser von 5 mm.

[1]) K. Tackenberg: Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit. Sonderabdruck Festschrift Sängerschaft Leopoldina. Breslau 1922, S. 16, Abb. 12, und S. 29, Abb. 19. Vgl. auch E. Petersen: Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland. Vorgeschichtl. Forschungen III. 1929, S. 69, 70.

Brandgrab XIII (14). (Abb. 20, Taf. XI, 2; XXIII, 2.) Die Fundstelle 14 ergab in 72 cm Tiefe eine Urnendoppelbestattung. In Nordsüdrichtung standen nebeneinander in derselben Ebene zwei Leichenbrandgefäße, deren Halsteile, da sie in die Ackerbearbeitungszone hineinreichten, bis auf die Ansatzpartien zerstört worden sind. Der Ton war, wie zu erwarten, sehr mürbe, denn es handelte sich wieder um zwei Vertreter der typischen außen schwarz, innen gelb gefärbten Keramik. Nähere Einzelheiten und Feinheiten der Grab- bzw. Grubenanlage waren auch hier leider nicht zu ermitteln, da wir keine Bodenunterscheidungen innerhalb der Kulturschicht machen konnten.

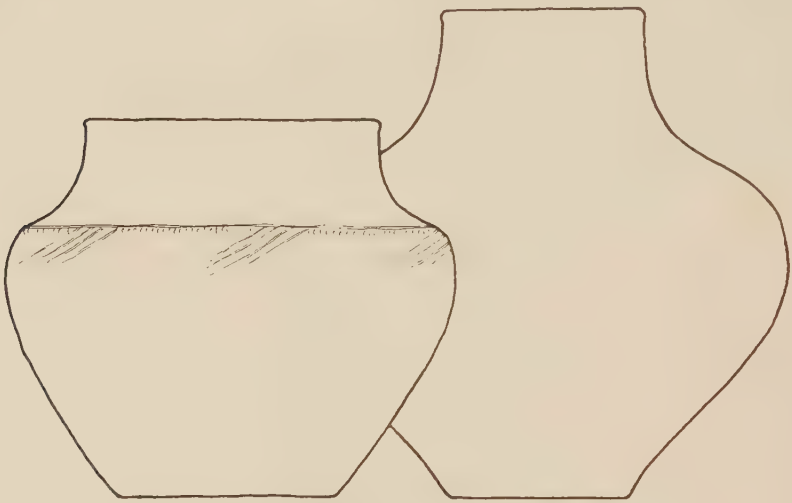

Abb. 20. **Die Gefäße des Doppelgrabes XIII.** (1/5)

Die in situ nördlichere Urne war verziert und von geräumigerer Form. Vom Bodenteil, der einen Durchmesser von 14,5 cm hat, erhebt sich die konvexe Bauchwandung steil aufsteigend bis zum Umbruch, dessen Durchmesser 30 cm beträgt. Der Umbruch selbst ist fließend. Auf ihm setzt der konkave Halsteil an, dessen Rand leider nicht erhalten war. Durch eine umlaufende Rille, unter der eine Grübchenreihe verläuft, die siebenmal durch schräg nach links herabgeführte Rillengruppen von je vier Rillen unterbrochen wird, werden Umbruch und Halsansatz verziert. Die Gesamthöhe des erhaltenen Gefäßrestes beträgt 22 cm. Nach der Rekonstruktion des Fehlenden müssen wir wohl 30 cm Gesamthöhe annehmen. Die Innenseite der Urne hat gelbrote Farbe, von der dünnen Schicht, die dem schwarzen Ton des Bruches aufgelagert ist.

In dem Leichenbrand dieser Urne, der keinerlei absichtliche Schichtung erkennen ließ, fand sich außer einem Tropfen geschmolzener Bronze eine Knochennadel (Taf. XXIII, 2). Sie ist aus einer Rippe geschnitzt worden und wegen ihrer Krümmung sehr wohl auch als Haarnadel brauchbar gewesen. Ich möchte die Knochennadeln in dieser Zeit als ausschließlich für diesen Zweck benutzt ansehen, denn als Gewandnadel würde sie doch wohl zu gebrechlich sein, besonders bei der immerhin beträchtlichen Länge. Die frühbronzezeitlichen, nachweislich als Gewandnadeln benutzten Beinnadeln sind viel kürzer und stämmiger, auch gerade und daher eher für diese Bestimmung verwendbar. An unserer Nadel ist der obere Schaftteil unterhalb des kleinen halbrunden Köpfchens durch ein eingeschnittenes

Gittermuster, das von zwei umlaufenden Schnittrinnen begrenzt wird, verziert. Der Schaft schwillt ganz wie bei den Metallnadeln dieser Zeit nach seiner Mitte hin an und nach der Spitze zu gleichmäßig ab. Die letztere fehlt bei unserem Exemplar. Die Länge beträgt in der Sehne gemessen für das vorliegende Fragment 10,6 cm; die mittlere Stärke 0,4 cm.

Außerhalb des Bestattungsbereiches fanden wir noch eine Anzahl von Scherben und den Boden eines Gefäßes von nicht näher bestimmbarem Charakter. Die südliche zweite Urne des Doppelgrabes ist etwas geräumiger und anders gestaltet, gehört aber nach dem Material und der Farbe zur selben keramischen Gruppe. Ihre Standfläche hat einen Durchmesser von nur 12 cm. Die über dem Boden allmählich gezogene Wandung steigt fast gerade bis zu dem in eleganter Kurve weitergeführten Umbruch auf, dessen Durchmesser 33 cm beträgt. Leider fehlt uns außer einigen dicklippigen Randscherben der Uebergang von Schulter zu Rand, und wir sind gezwungen, ihn sinngemäß zu einer gebräuchlichen hallstättischen Form zu rekonstruieren. Vom Leichenbrand des fast gänzlich zerdrückten Gefäßes konnte nicht viel geborgen werden, ebensowenig irgend etwas von Beigaben. Die Höhe des Urnentorsos beträgt 23 cm. Eine Verzierung hat die Urne nicht gehabt.

Auch dieses Gefäß gehört zur Gruppe der innen gelben und außen schwarzen Keramik, die anscheinend als lokale Ausprägung unter den schon erörterten Einflüssen entstanden zu sein scheint. Wir hätten somit typisch hallesches Formengut vor uns.

Brandgrab XIV (27). An dieser Fundstelle trafen wir in 45 cm Tiefe die spärlichen Reste einer Urnenbestattung an, die in einigen größeren Scherben, dem Boden des Gefäßes und dürftigen Leichenbrandsplittern bestand. Die ganze Urne scheint vom Pfluge erfaßt und zerstört worden zu sein. Soweit es überhaupt möglich ist, läßt sich die Urne zu einem sehr schrägwandigen Topf mit verhältnismäßig großer Oeffnung und kleiner Standfläche rekonstruieren. Der Hals setzt in scharfem Bruch an der Schulterpartie an. Der Umbruchteil ist im Verhältnis zum gesamten Gefäß sehr klein. Genauere Abmessungen lassen sich leider nicht gewinnen. Der Ton ist mit grobem Porphyrgrus gemischt, dessen Gemengeteile die sonst glatte Außenfläche sprenkeln. Unterhalb des Umbruches ist das Gefäß bis zur Standfläche auf der glatten, geraden Wandung durch Liniengruppenfelder, deren Schraffuren gegeneinander verlaufen, künstlich gerauht und gleichzeitig verziert. Diese Aufrauhung des Gefäßbauches durch eine solche Gebrauchsverzierung ist in unserm Gebiet in der frühesten La-Tène-Zeit so häufig, daß sie geradezu für diesen Zeitabschnitt als Leitform anzusprechen ist. Unser Fund gehört also sicher einem späteren Abschnitt des 5. vorchristlichen Jahrhunderts an.

Brandgrab XV (29). (Abb. 21 und Taf. XII, 2; XXIII, 5.) An der Fundstelle 29 kam in 40 cm Tiefe eine bis auf den unteren Teil zerstörte Urne und ein Deckelfragment zu Tage. Das Gefäß hat bis zum Umbruch hin wieder zusammengesetzt werden können. Nach Typus und Beschaffenheit gehört es auch zu der aus den Gräbern: IX, XIII, XIV, XVII und XVIII bekanntgewordenen halleschen Keramik. In der Nähe des Grabes wurden noch wenige Scherben eines stofflich ähnlichen, aber gröberen Gefäßes gefunden.

Der erhaltene Urnenteil läßt auf eine ähnliche Gefäßform wie aus Grab XIII, 2 schließen. Das vorliegende Gefäß ist aber verziert. Beschaffenheit und Behandlung des Materials sind gleich. Auf dem fließenden Halsansatz entlang läuft eine Reihe von großen, flachen, runden Grübchen, von denen viermal drei Sparrengruppen mit je vier bis fünf flachen, breiten Rillen bis zur geraden Wandung des Bauches herablaufen und mit der mittelsten wie Fransenquasten zum Knoten zusammentreffen.

Die Urne selbst ist sehr mürbe und hat sich auf der Innenseite schon beim Bergen blätterig abgeschuppt; eine Eigenart dieses Typs. Ihre Standfläche hat einen Durchmesser von 12,5 cm. Die größte Weite beträgt 30 cm und die Höhe des noch vorhandenen Restes 18,5 cm. Für die ganze Urne müssen wir, wie etwa bei der aus Grab XIII, eine Höhe von ungefähr 30 cm annehmen. Es hat den Anschein, als seien die Höhe und Breite bei diesem Sondertypus annähernd gleich.

Von der Deckschale ist soviel vorhanden, daß sie sich einwandfrei rekonstruieren läßt. Der Bruch zeigt einen sand- und glimmervermischten Ton von rotbraungrauer Farbe, die auch die Außenfläche hat. Die Gestalt ist wiederum die übliche. An einem Scherben ist ein herausgekniffener nasenförmiger Oesenhenkel erhalten. Die Höhe der Schale muß annähernd etwa 9 cm, die Mündungsweite 21 cm betragen haben.

Von besonderer Wichtigkeit sind die spärlichen Beigaben innerhalb der Leichenbrandreste, die uns einen Einblick in die Bestattungssitte gewährt haben. Die Urne enthielt nämlich neben anderem den Spitzenteil einer verzierten Knochennadel (Taf. XXIII, 5), deren Bruchstelle in aller Schärfe und Eigentümlichkeit erhalten war, denn ein indifferenter glatter Bruch hätte die Identifizierung mit seinem Negativ, dem Bruch an dem Kopfteil der Nadel, erschwert. Dieser Kopfteil fand sich im Leichenbrand der Urne aus Grab XVII (36). Dieses war von Grab XV, wie der Lageplan zeigt, beinahe 30 m entfernt. Die Untersuchung mit dem Mikroskop hat neben der schon makroskopisch für sich sprechenden Eigentümlichkeit des Treppenbruches einwandfrei die Gewißheit verschafft, daß beide Teile derselben Nadel angehören, also jeder Zufall ausgeschlossen ist! Durch diese Erscheinung sind wir gezwungen, einen gemeinsamen Verbrennungsplatz anzunehmen, dessen Untergrund vor jeder neuen Einäscherung gesäubert worden ist. Daß es dabei nicht sehr peinlich zuging, beweist das Liegenbleiben des einen Nadelteiles, wenn man nicht gemeinsame, gleichzeitige Verbrennung beider Toten annehmen will! War aber Letzteres damals Brauch, dann müßten m. E. solche Gemeinsamkeiten bereits viel öfters beobachtet worden sein, als es wirklich der Fall ist. Denn es dürfte doch schwergefallen sein, aus den zusammenstürzenden Holzkohle- und natürlich verrutschenden Knochentrümmern, die jedem Einzelnen angehörenden Restchen herauszusuchen. Es bleibt also m. E. nur übrig, eine gewisse Unordentlichkeit beim Bergen der Reste festzustellen.

A. Götze [1]) beschreibt einen analogen Fall, bei dem auch eine Stoffvermischung vorliegt. In dem betreffenden, wohl überwiegend germanischen Steinkistengräberfelde, das zeitlich etwas vor unserem Brandgräberfelde liegt, sind in Steinkiste I in einer Kinder- und Er-

[1]) A. Götze: Germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit. Prähist. Zeitschr. 10. 1917. S. 55 ff.

wachsenenurne je ein Fragment desselben Armringes und derselben Nadel enthalten.

In diesem Falle könnte es sich allerdings um eine gemeinsame gleichzeitige Verbrennung handeln, da es möglicherweise Mutter und vorgeburtliches (?) Kind gewesen sein können.

In dem Leichenbrand unserer Urne fanden sich weiter noch zwei geschmolzene Bronzetröpfchen nicht näher zu bestimmender Herkunft und schließlich noch eine kleine blaue Glasperle, wie sie uns von den Skelettgräbern her geläufig ist.

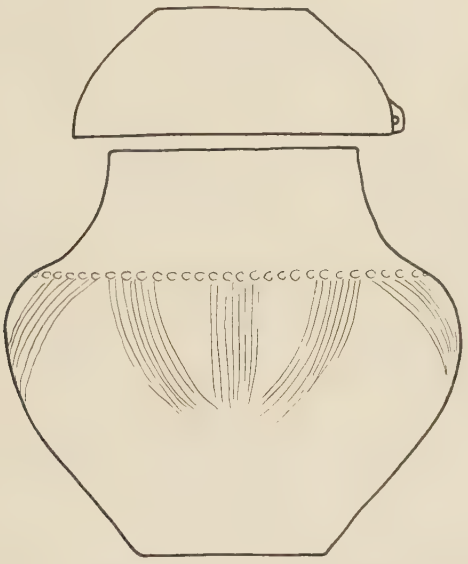

Abb. 21. **Die Gefäße aus dem Brandgrab XV.** (1/5)

Der Leichenbrand selbst gab noch ein Rätsel auf. In den Knochensplittern eines augenscheinlich erwachsenen Menschen fand ich kleinere und größere Teile niedlicher Phalangen, deren Identifizierung mit menschlichen oder Tierfingergliedern des gebrannten Zustands der Splitter wegen nicht einwandfrei durchführbar war. Das Charakteristikum der planen oder fast konkaven Unterseite scheint eher für Mensch zu sprechen, so daß es sich hier wohl um ein kleines, vielleicht eben erst geborenes Kind handelt.

Die zeitliche Stellung unseres Fundes ist durch den in der Urne aus Grab XVII gefundenen Ohrring gegeben, der in dieser typischen Schildform dem 6. bis 5. vorchristlichen Jahrhundert zuzuschreiben ist. Anhalte für noch genauere Festlegung waren durch das Fehlen von enger bestimmbaren Beigaben nicht vorhanden.

Brandgrab XVI (32). (Abb. 22, Taf. XIII; XIV; XVIII, 1; XXIV, 8.) Wohl einen der reizvollsten und interessantesten Funde innerhalb des Gräberfeldes erschlossen wir in der Fundstelle 32 in dem Brand-

grab XVI. In nur 45 cm Tiefe gerieten wir auf eine fast unversehrte Urne mit Deckel und Beigefäß. Sie war auf der Nord- und Nordostseite ein klein wenig angehoben und stand etwas schief, so daß der vollkommen erhaltene Deckel nach der Südwestseite heruntergerutscht war und in dieser Lage von uns angetroffen wurde. Es wird sich demnach ein Hohlraum um das Gefäß herum befunden haben, der irgendwie mit vergänglichem Material zur Zeit der Bestattung abgesteift worden wäre. Zumindest muß man das allgemein bei Beisetzungen mit Begleitkeramik getan haben, denn ich kann mir nicht gut denken, daß man in die offenen Beigefäße, die womöglich irgend etwas Flüssiges enthielten, ohne Zwischenschicht sogleich die Erde geworfen habe. In unserem Falle wäre auch nicht zu erklären, wie denn der Deckel unversehrt in dieser Weise von der Urne gerutscht sein sollte.

Da die Urne verhältnismäßig sehr klein ist, vermutete ich von Anfang an ein Kindergrab. Darin bestärkten mich noch die beiden winzigen Beigefäße, die — es sei nochmals besonders darauf hingewiesen — auch hier wiederum im Süden unmittelbar vor der Urnenwand standen. Und dies auch hier wieder, wie bei den anderen derartigen Bestattungen, etwa in der Höhe der Umbruchmitte der Urne. Wie schon oben erwähnt, ist diese Eigentümlichkeit ohne Ausnahme bei allen zusammengesetzten Beisetzungen unseres Gräberfeldes festzustellen.

Die gleichförmige Schwärze der Kulturschicht in der Nachbarschaft machte es leider unmöglich, etwas über feinere Struktur und Absichten der Grabanlage zu erfahren. Wir bleiben also auf das billigerweise zu vermutende angewiesen. Sämtliche Gefäße bis auf den glatten Deckel sind überaus reich verziert.

Die Urne fiel von vornherein durch ihre sorgsame Behandlung auf. Ueber dem Bodenteil (Durchmesser von 8,5 cm) erhebt sich über dem etwas eingezogenen Fuß der ausladende Bauch, der fließend in Umbruch und Halsansatz übergeht, dem sich der Hals schräganssteigend anschließt. Das Material zeigt im Bruch tiefschwarze Farbe und einen sehr sorgsam geschlämmten, mit Porphyrgrus vermischten Ton. Sowohl die Außen- wie auch die Innenseite sind überfangen und geglättet. Die erstere hat eine tiefschwarze, glänzende Farbe. Den Halsansatz markieren zwei tiefe Parallelrillen, deren Zwischenraum mit einer Grübchenreihe, die aus länglichen Eintiefungen besteht, erfüllt ist. Von der unteren Rippe aus laufen in dreieckigem, echten Wolfszahnmuster 10 schraffierte Felder bis zum Umbruchende hinab. Die parallelen Strichbündel werden immer durch eine Basislinie zusammengefaßt. Der größte Durchmesser der Urne beträgt 19 cm und die Höhe 16 cm.

In der Urne befand sich Leichenbrand, der auffällig kleine zierliche Knochensplitter enthielt. Es gelang mir, ein Stück eines Orbitalrandes daraus festzustellen, der wegen seiner Kleinheit nur

einem Kinde von 6—10 Jahren zugesprochen werden kann. Das bestätigt auch die Beschaffenheit der übrigen Knochenreste.

Außerdem kamen im Leichenbrand, nicht besonders gelagert, größere und kleinere Fragmente von durchlochten Hundezähnen

Abb. 22. **Inhalt des Brandgrabes XVI.** (½)

zum Vorschein. Davon sind drei in größerem Bestande erhalten. Wir können uns vorstellen, daß diese zu einer Schmuckkette des Kindes gehören, die aber auch sehr wohl die Bedeutung eines Amuletts beim

Zahnwechsel gehabt haben könnte. Der größte erhaltene Zahn ist fast 3,5 cm lang.

Von metallenen Beigaben fand sich selbst in geschmolzenem Zustand nicht auch nur die geringste Spur.

Einer der interessantesten Funde unseres Gräberfeldes ist das in situ östliche der beiden Beigefäße, ein Krötentäßchen[1]).

Das zweite noch winzigere Beigefäß (Taf. XVIII, 1) ist etwas gröber gearbeitet. Es hat auch eine kreisrunde und tiefe Bodendelle. Der gerundete Bauchteil, der sich aus einer Standfläche von 1,6 cm Durchmesser erhebt, ist etwas gedrückt. In einer scharf markierten Rille sekt der wie beim ersten Beigefäß ebenfalls gekehlte Halsteil an. Auf dem Umbruch ist das Töpfchen mit zwei Parallelreihen länglicher Grübchen verziert. Material und Farben sind dieselben wie beim ersten Beigefäß, nur die Wandung ist weniges stärker. Die Höhe mißt 3,2 cm, der größte Durchmesser 4,2 cm, die Mündungsweite 3,1 cm. Wir gehen wohl nicht fehl, beide kleinen Gefäße als Spielzeug des Kindes zu betrachten, wenn ihnen als Bestattungsbegleitkeramik nicht sakrale Bedeutung zugemessen werden muß. Zeitlich ordnet sich der Fund dem älteren Material des Gräberfeldes ein.

Brandgrab XVII (36). (Abb. 23 u. Taf. XII, 1; XXIII, 5.) In einer Tiefe von 45 cm erschien der noch erhaltene Bauchteil einer Urne und eines Beigefäßes. Dies stand auch hier wieder an der Südseite vor dem Umbruch und der Mitte des Hauptgefäßes; wir müssen also bei der Anordnung der Beigefäße einen festen, unwandelbaren Ritus annehmen, ein Konstantes, trok des mannigfachen Wandels der Urnenformen. Von irgendwelcher Grabanlage war wieder wegen der Eigenart des Kulturbodens nichts festzustellen. In der Urne fand sich in dem unverhältnismäßig großen weiten Raum zwischen der Füllerde ein Deckelfragment und auf dem Boden spärlicher Leichenbrand ohne erkennbaren Aufbau. In seinem oberen Teil lagen einige Knochennadelbruchstücke und bronzene Ohrringfragmente.

Die Urne ist sehr groß und robust und grob gearbeitet. Deutlich erkennbar ist der Aufbau aus Tonwülsten von der Bodenplatte her, die einen Durchmesser von 14 cm hat. Der zunächst schräg aufsteigende hohe Bauchteil geht in einen verhältnismäßig kurzen Umbruch über. Der Hals sekt in einer umlaufenden, grob markierten Kehlrinne an. Die Ebene des Halsansakes liegt etwas schief zur Standfläche. Die Farbe der Urne ist ein warmes Dunkelgrau. Auf dem gesamten Bauch ist die Oberfläche ein wenig gerauht. Diese Rauhung ist aber nicht nachträglich künstlich hervorgerufen, sondern durch die grobe Bearbeitung verursacht. Der Typus schließt sich dem aus Grab XII an. Der größte Durchmesser beträgt 37,5 cm, die Höhe des vorhandenen Restes 28 cm. Die gesamte Höhe dürfte etwa 35 cm betragen haben.

Die kleine Tasse hat eine flache, gedrückte Form. Die Standfläche ist nicht besonders abgesekt, auch ist keine die Bodenebene ersekende Delle vor-

[1]) Vor Drucklegung dieser Arbeit ist daraus die Beschreibung dieses Täßchens entnommen und veröffentlicht: Holter, Ein Krötengefäß aus einem früheisenzeitlichen Gräberfeld von Halle-Trotha. Mannus VI. Erg. Bd. (Kossinna-Festschrift) 1928. Daselbst vgl. Einzelheiten.

handen. Das Gefäß ist ziemlich roh gearbeitet und entspricht darin der Urne. Der Bruch ist grau, die Oberfläche muß, nach der rötlichen Schlämmschicht zu urteilen, rötlichgrau gewesen sein. Charakteristisch ist der 2,2 cm breite, ganz wenig eingedellte Bandhenkel, der über den Rand hinausragt und somit den „Billendorfer" Einfluß wieder nachweist. Die Höhe der Tasse mißt 7 cm, desgleichen der Durchmesser der Oeffnung. Die größte Umbruchweite beträgt 11 cm.

Von den Knochennadelbruchstücken ist das eine der Kopfteil zu der Nadelspitze, die in Grab XV gefunden worden ist (Taf. XXIII, 5). Den Abschluß bildet eine kleine runde Platte. Der Nadelhals wird durch ein etwa 1 cm langes, den Schaft umschließendes Feld mit Rombenschraffur verziert, das nach oben und unten durch je drei parallele Rinnen abgeschlossen wird. Im übrigen hat die Nadel die übliche Form. Sie schwillt nach der Mitte zu an, nach der Spitze hin ab und ist aus einer Rippe geschnitzt. Wie schon ausgeführt, sind diese Knochennadeln für das Haar bestimmt gewesen. Die ganze, in ihren Teilen aus Grab XV und XVII gewonnene Nadel ist in der Sehne gemessen 13 cm lang.

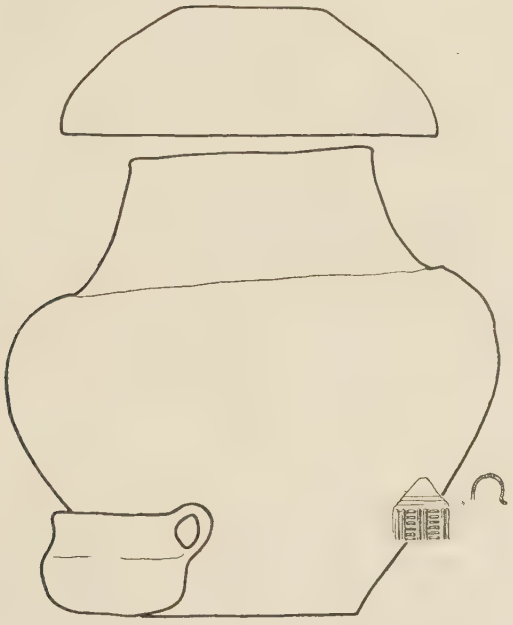

Abb. 23. **Gefäße aus dem Brandgrab XVII.** (1/3)

Neben diesem Nadelrest ist noch ein zweiter vorhanden, ein ganzer Schaftteil, dem lediglich die Kopfplatte mit einem ganz kleinen Halsteil fehlt. Auch diese Nadel ist durch ein den Hals umschließendes Rhombenschraffurfeld, das nach oben und unten durch nur je zwei Rillen abgegrenzt wird, verziert. Das vorhandene Fragment ist in der Sehne gemessen 10 cm lang.

Die blätterigen Bronzebruchstücke ergaben nach der Präparation einen Schildohrring, wie er uns aus den Skelettgräbern von Corbetha geläufig ist. Es liegt ein in Form und Zier entsprechender Typus vor, so daß man geneigt sein kann, für beide Funde, wie auch für die anderen unseres Gebietes, die Herkunft aus derselben Werkstatt zu fordern. Meines Erachtens ist die Ansicht von Förtsch[1]), es könne sich sehr wohl um Ringe zum Zusammenfassen von Haar-

[1]) Förtsch: Latènezeitliche Gräber von der Graslücke bei Klein-Corbetha. Mitt. aus d. Prov.-Mus. d. Prov. Sachsen in Halle, Heft 2, S. 58 ff.

strähnen handeln, nicht ganz unwahrscheinlich. Denn erstens sind die Häkchen der Schildohrringe wirklich so scharfkantig, daß man sich denken kann, es müßten beim Tragen im Ohrläppchen Entzündungen entstanden sein, und zweitens weist die erstaunliche, mannigfache Fülle von Haarnadeln gerade auf „hallstättischem" Gebiete in dieser Zeit darauf hin, daß der Haartracht große Wichtigkeit beigemessen worden ist. Vielleicht werden hierüber eingehender beobachtete Fundumstände bei zukünftigen Skelettgräberentdeckungen noch Aufschluß geben.

Schließlich ist noch ein spachtelförmiges Bronzeplättchen mit verdicktem Ende gefunden worden, das vielleicht zu einer Scheibenkopfnadel als Nietplattenfragment gehört.

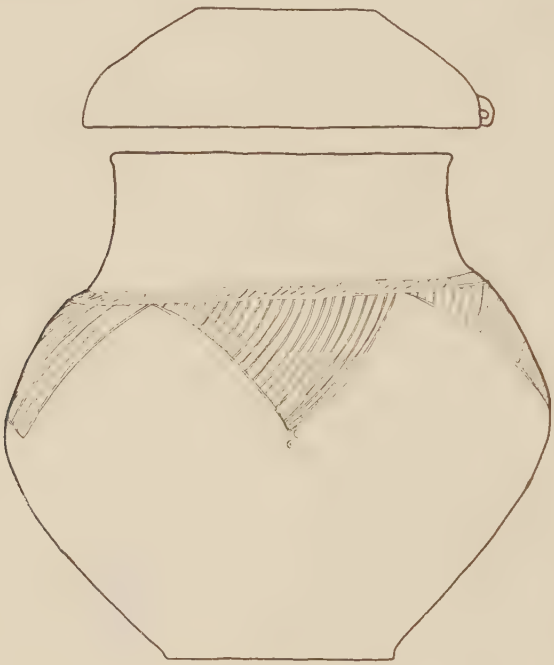

Abb. 24. **Gefäße aus dem Brandgrab XVIII.** (1/5)

Der gesamten Ausstattung der Brandbestattung nach haben wir es mit einem Frauengrab zu tun. Zeitlich gehört der Fund in den jüngeren Abschnitt der Belegung unseres Gräberfeldes nach dem Beginn des 6. vorchristlichen Jahrhunderts.

Brandgrab XVIII (37). (Abb. 24, 25 u. Taf. XV, 2.) In derselben Ebene wie die Urne XVII stand benachbart die Urne des Grabes XVIII. Sie war, als größte unseres Gräberfeldes, sehr stark verdrückt, was infolge des großen Hohlraumes nicht verwunderlich ist. Obenauf lagen die Scherben der großen Deckschüssel; in der Urne selbst: eine Nadel und spärliche Bronzereste. Grabgrube, Pflaster oder dgl. waren nicht nachzuweisen.

Die große Urne gehört zur Gruppe der innen gelben, außen schwarzen Keramik unseres Gräberfeldes, die sich durchgehend durch die dünne Wandung und glatte schwarze, glänzende Außenfläche auszeichnet. Innerhalb dieser Gruppe steht sie nach Technik und Verzierung der Kinderurne aus Grab XVI nahe, mit der sie die grundsätzliche Behandlung des Ornaments gemeinsam hat. Dabei sind Plan und Ausführung so gleichartig, daß man beide als aus derselben Hand herrührend betrachten kann. Auch bei der vorstehenden ziert den Halsansatz ein Parallellinienband, das von länglichen Einstichen in Reihenform erfüllt ist. Ebenso ist die Behandlung der schraffierten Wolfszahnfelder so ähnlich in Feinheit der Ritzung und Zusammenfassung der Schraffen durch je eine Basislinie, daß sie sich, wenn man so sagen darf, nur wie die groß- und kleingeschriebene Handschrift desselben Menschen unterscheiden. Ganz dasselbe läßt sich von der Form sagen. Als Indizienbeweis für gemeinsame Herkunft mögen schließlich die an einer Dreieckspitze der Verzierung befindlichen zwei kleinen Kegelgrübchen herangezogen sein.

Der Bauchteil erhebt sich aus einer Standfläche von 14,5 cm Durchmesser zu einem größten Durchmesser am Umbruch von 37,2 cm. Die Oeffnung war ursprünglich 21 cm weit. Die Höhe des vorhandenen Restes mißt 31,6 cm, und die gesamte mag in Rekonstruktion 35 cm betragen haben.

Die Deckschüssel hat die hergebrachte Form mit eingebogenem Rande und ist ziemlich starkwandig. Am Rande (Durchmesser 27,5 cm) sitzt ein schmaler Oesenhenkel. Die glatte Außenfläche ist dunkelgrau. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 12,5 cm; die Höhe der Schale 8,6 cm.

Abb. 25. **Die Nadel aus dem Brandgrab XVIII.** (½)

In dem Leichenbrande, ohne absichtliche Schichtung, kamen in den oberen Lagen die Beigaben zu Tage.

Die Nadel (Abb. 25) hat einen eisernen, gekröpften Schaft mit abgebrochener Spitze und Nietplatte. Auf der Nietplatte sitzt mit angegossenem Stift eine massive, verhältnismäßig kleine bronzene Scheibe als Kopf, die durch die Hitze der Verbrennung deformiert ist. Ihre Stärke beträgt 2 mm. Der Nadelrest ist 8 cm lang.

Des weiteren kam ein kleiner, aus einem flächigen Band zusammengebogener Bronzering von nicht näher bestimmbarem Zweck zum Vorschein. Sein Durchmesser beträgt 1,4 cm; die Breite des Bandes 0,3 cm.

Schließlich ist noch ein kleines Ohrringfragment zu erwähnen, das einem Schildohrring vom selben Typ wie dem aus Grab XVII zugehört. Deutlich erkennbar sind die mit parallelen Querrippen verzierten Längsfelder, die ebenfalls durch parallele Linienpaare eingefaßt werden. Ein kleiner Teil des Hakenabsatzes ist noch erhalten geblieben.

Unser Fund ist also zeitlich dem übrigen Gut der typisch hallischen Keramik gleichzusetzen und bietet uns durch das Ohrringfragment einen chronologischen Hinweis für den nach obigen Erörterungen als gleichzeitig betrachteten Inhalt des Kindergrabes XVI.

Nach der Ausstattung liegt auch hier wie beim Fund XVII ein Frauengrab vor.

Brandgrab XIX (38). (Taf. VI, 2.) In 40 cm Tiefe erschien über dem Schädel des Skelettgrabes VII ein größeres Urnenfragment neben geringfügigen Leichenbrandresten. Offensichtlich eine Nachbestattung, die, nach der Gefäßform zu schließen, nicht sehr viel jünger als die Körperbeisetzung sein kann.

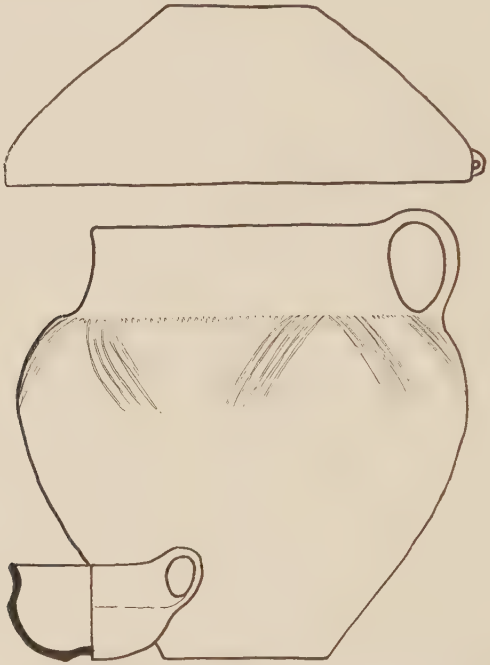

Abb. 26. **Die Gefäße aus Brandgrab XX.** (1/3)

In der Rekonstruktion entstand ein Gefäß, das dem abgewandelten Billendorfer Formenkreis zugeschrieben werden muß. Es ist ein Topf, der einer vergrößerten Billendorfer Tasse entspricht. Der breite Bandhenkel greift weit über den ausgekrempten Rand hinaus und ist längs seiner Mitte mit breiter, flacher Kehle eingedellt. Von einer Standfläche, Durchmesser von 11,5 cm, erhebt sich der schräg aufsteigende Bauchteil zu verhältnismäßig scharfem Umbruch, der einen Durchmesser von 22,5 cm hat. Die Mündungsweite spannt 18,5 cm; Gesamthöhe 17 cm. Die Farbe spielt in ein Rötlichgrau über.

Gemäß Material und Form gehört das Gefäß dem älteren Abschnitt des Gräberfeldes, vor dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, an.

Brandgrab XX (39). (Abb. 26 u. Taf. XV, 1.) An der Fundstelle 39 förderten wir in 45 cm Tiefe unter der heutigen Oberfläche die Trümmer einer Urne mit Deckschale, die der Pflug erfaßt und auseinandergerissen hatte. Vom Leichenbrand war bis auf geringfügige Reste nichts mehr zu bergen. Desgleichen suchten wir ver-

geblich nach Beigaben, wohl aber konnte der größere Teil einer Beigabetasse in etlicher Entfernung von der Urne entdeckt werden. Trotz des trümmerhaften Zustandes aber ließen die größeren der mürben Scherben sich so weit erhalten, daß eine Rekonstruktion einwandfrei erfolgen konnte.

Die Urne gehört mit denen aus den Gräbern VIII, IX, XIII, XV, XVI, XVIII zur Gruppe der außen schwarzen und innen gelben Keramik, mit der sie bis auf eine alle aufgeführten Eigenschaften teilt. Sie ist nicht so groß; und auf einem großen Halsansatzscherben sind aufs deutlichste Ansatzstelle eines breiten Bandhenkels und, von dieser durch eine gerauhte Stelle getrennt, zwei Ansatzvertiefungen zu erkennen. Diese dienten der Verzapfung, um eine festere Verbindung zu geben. Das ist bei diesem Typus eine besondere Erscheinung Nach den Henkeln der anderen Gefäße müssen wir uns auch diesen über seinen gesamten Verlauf eingekehlt vorstellen. Zu dem aufgelösten Sparrenmuster der Schulter, das durch den Wechsel der Richtung noch entfernt an das Flechtband der Periode V erinnert und sich damit als aus dem „Billendorfer" Kreis stammend erweist, ist eine andere Form des Henkels nicht gut denkbar (Rekonstruktion Abb. 26). Er müßte dann auch über den Rand hinausragen. Unsere Urne ist also eine Mischform zwischen der Terrine und dem etwas gedrückten Henkeltopf, der auch sonst im genannten Kreise erscheint.

Unter dem deutlich markierten Henkelansatz läuft unmittelbar eine durch den Henkel unterbrochene Reihe von senkrechten länglichen Einstichen, von der an fünf Stellen dachförmig je zwei Strichbündel aus je fünf Rißlinien bis zum Umbruch hinabgeführt sind. Vom Rande ist leider kein Scherben erhalten. Die Oberfläche ist glänzend schwarz, die Innenseite gelb überfangen. Der Durchmesser des Bodens beträgt 11 cm; hierauf erhebt sich der schwachgewölbte Bauch bis zum Umbruch zu einem größten Durchmesser von 30 cm. Die Höhe des vorhandenen Gefäßes mißt 27,7 cm. Entsprechend dem beinahe durchweg direkt proportionalen Verhältnis von Höhe und Breite dürfte dann dem Gesamtgefäß eine Höhe von 30 cm beizumessen sein.

Die Deckschale gehört zu dem uns bekannten gebräuchlichen Typus. Sie ist eine verhältnismäßig tiefe, über dem Boden etwas eingezogene Schüssel mit einwärtsschwingendem Randteil. Die Schale ist grob gearbeitet und dunkelgrau, wie auch das Beigefäß. Der Bodendurchmesser beträgt 11,5 cm, der des Randes 31 cm; die Höhe 12 cm. Das Beigefäß hat die in unserm Gebiet gebräuchliche Tassenform mit verhältnismäßig großem, über den Rand hinausgehenden eingedellten Bandhenkel. Den Boden ziert ein 2,75 cm breiter Omphalos. Die Gesamthöhe der Tasse beträgt 6,5 cm; die größte Breite annähernd 10 cm. Der Hals setzt auf dem Bauchteil in verhältnismäßig scharfer Umbruchskante an.

Brandgrab XXI (40). (Abb. 27. Taf. VIII, 2; XVI; XVIII, 3; XXIV, 5.) Auf einen besonders bedeutungsvollen, fesselnden Fund stießen wir an der Fundstelle 40 in dem Brandgrab XXI. Wie durch ein Wunder waren Urne und Beigefäß in nur 45 cm Tiefe vollständig erhalten. Vom Deckgefäß ließ sich noch eine Scherbe retten. Wir präparierten den Fund erwartungsvoll aus dem Boden heraus, da es sich um die Nachbarschaft des Skelettgrabes VII handelte, aus der ich für das Skelettgräberproblem noch irgendeinen Aufschluß durch einen glücklichen Fund erwartete.

Die Urne stand ohne Schutz frei im Boden. Besondere Anlagen waren nicht aufzufinden. Nur ist zu bemerken, daß das Brandgrab hart an der Grenze der Körpergrabgrube lag. Bezeichnenderweise stand wieder das Beigefäß in halber Höhe der Urne vor deren Umbruchsmitte und im Süden.

Ganz eigenartig waren nun die Beigaben in dem Hauptgefäß, die in den oberen Partien des Leichenbrandes lagen: ein Büchsendeckel und leider stark angeschmolzene Bronzeringreste.

Die Urnenform und Verzierung ist interessant. Auf einer Standfläche von 10 cm Durchmesser erhebt sich, über dem Boden stark eingezogen, mit fließender Umrißkurve der Gefäßbauch, der noch im oberen Drittel des Gefäßes bei einem Durchmesser von 23,6 cm seine größte Breite erreicht und scharf zur Schulter umbiegt. Verhältnismäßig scharf abgesetzt steigt dann der unter dem Rande eingezogene Hals auf. Die Oeffnung hat eine Weite von 16 cm. Das Gefäß ist 16,5 cm hoch. Auf dem Halsansatz sitzt ein Bandhenkel, der sich über den Rand erhebt und sich verbreiternd allmählich in diesen verfließt. Der Form nach wäre die Urne billendorfisch beeinflußt. Dasselbe gilt jedoch nicht uneingeschränkt von der Verzierung. Von zwei parallelen, den Halsansatz markierenden feinen Rillen laufen in aufgelöstem Sparrenmuster an 15 Stellen abwechselnd die Richtung ändernd, durch weitere Abstände zu Paaren zusammengefaßt, je vier Rillen

Abb. 27: **Gefäße aus dem Brandgrab XXI.** ($^2/_5$)

schräg bis zum Umbruch hinab. Das zwischen ihnen liegende Feld ist jeweils mit einem Grübchendreieck ausgefüllt. Die Grübchen sind mit einem hohen runden Gegenstand gemacht worden, so daß nicht eine einfache runde Delle, sondern ein konzentrisches Kreissystem entstand. Diese Zierweise weist nach dem Südosten, wo im peripheren Gebiet der klassisch-lausitzischen Kultur zuerst bei ihrem Zerfall diese Sonderheiten auftreten und in dem im weitesten Sinne illyro-venetischen und hallstättischen Kreis der frühen Eisenzeit, dem weitgehend eine gemeinschaftliche Formensprache eigen ist.

Das Gefäß ist aus einem verhältnismäßig sehr groben Tonmaterial gefertigt, doch sind Außen- und Innenseite so gut überschlämmt, daß die Oberfläche doch bei aller Unebenheit glänzende Glätte aufweist. Die Farbe ist tief schwarzgrau, bei sekundärer Veränderung der ursprünglich glänzend schwarzen Schicht entstanden.

Der einzige Deckelscherben zeigt den gebräuchlichen Typus. Im Bruch erscheint ein sandvermischter dunkler Ton. Außen und innen befindet sich darüber eine gelbgraue Schicht. Genaue Abmessungen waren nicht zu ermitteln.

Das kleine Beigefäß (Taf. XVIII, 3) hat rein äußerlich betrachtet verblüffende Aehnlichkeit mit manchen völkerwanderungszeitlichen Gefaßen unserer Gegend. Das geht so weit, daß man es, allein gefunden, ohne weiteres dahinsetzen würde, wenn nicht die kleine Delle am Boden zu zweifeln Anlaß gäbe. Auf dem bombenförmigen Gefäßaufbau steigt scharf abgesetzt der schräge, unter dem Rande eingezogene Hals auf, der uns ein typisch hallstättisches Profil zeigt. Ueber den Bauch hinab laufen tiefe und sehr breite parallele Furchen, die den Eindruck von Faltenbechertechnik erwecken, und die in der zu behandelnden Zeit in unserem Halle-Nord und außerdem nur noch in der Völkerwanderungszeit in weiterem Gebiet hier zu finden sind.

Der Ton ist mit feinem Sand vermischt, und die Oberfläche erscheint wie bei der Urne grauschwarzglänzend. Die Bodendelle hat einen Durchmesser von 1 cm, der Bauch 6,6 cm und die Weite des Randes beträgt 3,4 cm. Die Gesamthöhe mißt 6,2 cm.

Ein Fund, der unsere besondere Anteilnahme fordert, ist das kleine Deckelchen, das im Leichenbrande lag. Wir gehen wohl nicht fehl, es für den Abschluß einer kleinen zylindrischen Büchse zu halten, die Herstellung verrät hohe Technik (Taf. XVI).

Da wurde zunächst ein 2 cm breites Eisenblechband zu einem allseits geschlossenen Ring zusammengeschmiedet. Sein oberer Rand ist an neun gleichweit voneinander entfernten Stellen durchlocht, um neun etwa 1,5 cm lange Eisenstifte mit runden Köpfchen aufzunehmen. In die obere Oeffnung ist mit etwas abgerundetem übergreifenden Rand ein flacher, sorgfältig gearbeiteter Stöpseldeckel aus Knochen eingefalzt. Der Falzrand hat eine Mächtigkeit von 1 cm und eine Breite von 1—1,2 cm. Er geht nach dem Innenteil allmählich in eine Wölbung über, in deren Mitte sich ein kreisrundes kleines Loch von etwa 2 mm Durchmesser befindet. Eine kunstvolle sorgfältige Arbeit. Ein Randnietstift ist besonders ausgearbeitet. Sein Kopf ist ein flacher und doch massiver Haken, der in dem nächst dem Rand liegenden Teil durchlocht ist. Das Loch hat etwa denselben Durchmesser wie das der Deckelmitte und möglicherweise einem Zapfen oder Faden Durchlaß gewährt.

Die Knochenscheibe ist auf der Oberseite reich verziert. Um den Mittelpunkt herum liegen zwei große konzentrische Kreise, die ihrerseits wieder aus 11 bzw. 17 aneinandergereihten kleinen Zirkeln bestehen, von denen jeder je aus einem vertieften Mittelpunkt und 2 konzentrischen Kreisen zusammengesetzt ist. Da die kleinen Kringel verschiedene Radien haben, muß man annehmen, daß sie mit einem Reißzirkel gemacht sind. Dieses Ornament ist sonst hier fremd in dieser Zeit, findet sich aber doch in dem im weiteren Sinne lausitzischen Kreis und schon früher in der Bronzezeit an Knochenhämmern.

Ueber den Zweck dieses kleinen Gegenstandes lassen sich durch den Mangel weiterer Zubehörteile keine genauen Angaben machen; wir sind auf Vermutungen angewiesen. Am nächsten liegt es, an einen Büchsendeckel zu denken. Es könnte sich möglicherweise auch um den Abschluß eines Trinkhornes handeln, denn kultische Horngefäße aus Ton sind uns in der illyrisch-hallstättischen Keramik und schon aus früherer Zeit (Periode V) in Menge gerade aus dem lausitzischen Formenkreis überliefert.

In der Verzierung sind uns formal nahestehende Parallelen aus der Terramarenkultur bekannt, die in süddeutschen Seesiedlungen zum Vorschein gekommen sind[1]); so am Würmsee und am Neuenburgersee (Auvernier). Doch handelt es sich dem Berichte nach um Gehängeplatten aus Knochen.

Chronologisch, kulturell und dem Zweck nach noch engere Beziehungen zu den unsrigen hat ein Fund in unserem („hallstättischen") Formenkreis: ein Büchschen von Issersheilingen, Kreis Langensalza[2]) und ein weiteres von Ostroschken, Kr. Karthaus in Pomerellen[3]). Der letztere ist wohl am ehesten geeignet, dem unsrigen an die Seite gestellt zu werden. Außer einem Randloch an der Büchse zeigt auch die Mitte des Deckels ein kreisrundes Loch. Seine Oberfläche ist ebenfalls mit gleichmittigen Kreisen verziert.

Unser Deckel wird nicht wie der Ostroschkener auf einer beinernen, sondern auf einer hölzernen Büchse gesessen haben, denn von dem Knochenzylinder müßten zumindest Splitter erhalten geblieben sein; Horn wäre natürlich auch vergangen.

Als wesentliches kommt also heraus, daß innerhalb des im weiteren Sinne lausitzischen Kreises zum Besitz der vornehmen Frau als Behälter von Kostbarkeiten oder Toiletteartikeln hie und da zylindrische Büchsen aus Bein, Holz oder Ton gehörten, die entweder bemalt oder in der gefundenen charakteristischen Weise mit Punktkreisen verziert worden waren. Wir denken bei dem bemalten an die von Seger veröffentlichten Tonbüchsen von Dyhernfurth, Kreis Wohlau, und Wohlau-Ost selbst[4]).

Obwohl, wie Petersen anzunehmen scheint, die Büchse einer ostgermanischen Frau gehört haben mag, müssen wir sie typologisch dem illyrischen Einfluß in dem zu dieser Zeit m. E. noch stark hallstättisch beeinflußten Pommerellen zuweisen. Demselben Kreise gehören auch dort gefundene Knochennadeln an, die bei uns beinahe als Leitform des billendorfisch beeinflußten Gebietes gelten können. Man darf wohl für die ganze Hallstattzeit an kräftige Handelsexpansionen von blühenden Werkzentren aus denken.

Unser Deckel hat einen Durchmesser von 6 cm. Er fällt damit in die Variationsbreite der anderwärts gefundenen Büchsenabmessungen. Die kleinste Büchse (ohne Deckel und Boden) ist die schon oben erwähnte von Issersheilingen mit 4 cm Höhe und 3 cm Breite.

[1]) R. Munro: The Lake Dwellings of Europe. Fig. 36, 154, Fig. 9, 43 und Fig. 93, 301.

[2]) Göße-Höfer-Zschiesche: Vor- und frühgeschichtliche Altertümer Thüringens, 1911, S. 165.

[3]) E. Petersen: Beitrag zur Kenntnis der ostgermanischen Geräte und Schmuckgegenstände aus der frühesten Eisenzeit. Blätter für deutsche Vorgeschichte, Danzig, 4, 1926, S. 27 ff., Tafel VII; auch E. Petersen: Die frühgeschichtliche Kultur in Ostdeutschland und Polen, Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1929, S. 72.

[4]) H. Seger: Bemalte Deckelbüchsen der frühen Eisenzeit. Altschlesien 1, S. 232, Taf. XXV.

Eine Ueberraschung von weiterer Bedeutung sind die im Leichenbrand gefundenen Bronzeringfragmente, die glücklicherweise durch das Feuer nicht so weit deformiert wurden, daß man nicht mehr einwandfrei ihre Herkunft hätte feststellen können (Taf. VIII, 2). Bei näherer Untersuchung erwiesen sie sich als sechs regelrechte Steigbügelarmringbruchstücke von noch „klassischer" Form (d. h. für unser Gebiet) von fast rechteckigem Querschnitt mit gewölbten Buckeln auf der Außenseite, die durch je 3—4 Querrillen, also eine Art Perlstabzier, getrennt werden; von einem Typus also, der unsern Skelettgräbern dieser Zeit als Leitform eigen ist.

Damit ist uns der unwiderlegbare Beweis erbracht, daß Frauen, die ihrer Ausstattung nach eigentlich begraben worden sein müßten, auch verbrannt wurden. Wir werden sehen, daß unser Fund nicht eine Einzelerscheinung ist. Die Aschenbestattung erfolgte bezeichnenderweise in einer Urne, die, wie wir schon sahen, nicht dem germanischen Formenkreise zugewiesen werden kann, in einem Gefäß also, das im billendorfisch-illyrischen Kreise des engeren Saalegebietes zum Alltagsgerät gehört. Wir haben nach Einsicht in die Funde keinen Grund anzunehmen, daß eine besondere Funeralkeramik angefertigt worden wäre. Diese Tatsache aber, will mir scheinen, könnte einen wenn auch noch so kleinen Einblick in das völkische Verhältnis der Angehörigen beider Bestattungsformen gewähren, zumal zu betonen ist, daß auch nach anderen Kriterien kein stichhaltiger Grund zur Annahme eines chronologischen, örtlichen, wohl auch ethnischen Unterschiedes vorliegt. Vergessen wir nicht, daß sich nur das weibliche Geschlecht in der überwiegenden Mehrzahl sowohl in Bestattungsform und Ausstattung aus dem lausitzisch-hallstättisch bestimmten Mischkreise unseres Gebietes als besonders behandelt herausstellen läßt. Weitere Funde sollen uns bei ihrer Behandlung noch Anlaß zur weiteren Erörterung dieses Problems geben.

Außer dem Angeführten sind noch einige zusammengesinterte verschmolzene unbestimmbare Bronzekonglomerate und Tröpfchen zu erwähnen.

Einige plattenförmige Restchen mögen vielleicht einem Schildohrring angehört haben. Sicherheit über die Zugehörigkeit ist nicht zu erlangen.

Unter dem Trümmergut, das der Kulturschicht der Nachbarschaft angehörte, ist neben Gebrauchsgefäßscherben und einem Stück Lehmbewurf erwähnenswürdig die Randscherbe von einer lausitzischen Schüsselscherbe mit ausgekragtem, innen fazettierten Rande. Diese Gefäßform ist in die V. Periode zu setzen, in der unser Gräberfeldgebiet nachweislich noch als Siedlungsboden benutzt worden ist. Das ist von Wichtigkeit für den Beweis des ungestörten, ungebrochenen Ueberganges der illyrisch-lausitzischen Kultur-

kreiselemente von der V. in die VI. Bronzezeitperiode, der frühen Eisenzeit, auf demselben Gebiete.

Chronologisch gehört der Fund dem früheren Abschnitt der Belegung unseres Gräberfeldes nach dem Beginn des 8. vorchristlichen Jahrhunderts an.

Brandgrab XXII (41). (Abb. 28, Taf. XVII, 1; XXIII, 1.) In Tiefe von 50 cm legten wir den noch ansehnlichen Rest einer Urne frei. Vom Deckgefäß war auch nicht ein Scherben mehr zu finden. Das Gefäß stand etwas schräg von West nach Ost im Boden, so daß wahrscheinlich durch den Pflug die oberste Partie, der Hals einschließlich eines Henkels, gekappt waren. Die Urne war somit ähnlich zugerichtet wie die an Fundstelle 43. Der zweite, vom Gefäß abgetrennte Henkel

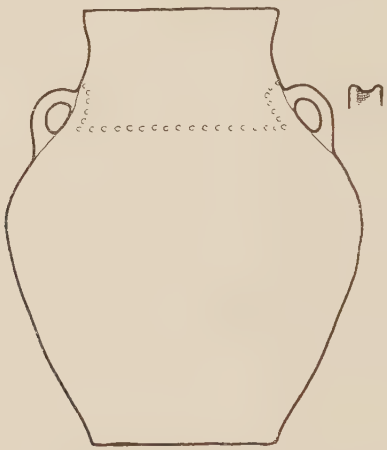

Abb. 28. **Gefäß aus Brandgrab XXII.** (1/5)

wurde noch gefunden. Aus der Zusammensetzung und Rekonstruktion war ein Gesamtbild der Urne in einwandfreier Weise zu gewinnen. In ihr fanden sich eine Knochennadel, Bronzereste und Holzkohle.

Aus dem Bodenteil mit einem Durchmesser von 12 cm erhebt sich der tonnenförmige Bauch der Urne zu einer Breite von 23,5 cm. Aus dem konvexen Schulterteil geht es in flacher Kurve zu dem konkaven Halsteil über bis zur Höhe des vorhandenen Restes von 22,6 cm. Am Halsansatz befinden sich gegenständig zwei Bandhenkel mit fast runder Oeffnung, die über ihrem Verlauf wie bei den billendorfisch beeinflußten Gefäßen, die bezeichnende Einkehlung aufweisen.

In Höhe der Henkelmitten läuft um das Gefäß herum eine geschlossene Reihe von flachen kreisrunden Grübchen mit je einem Durchmesser von 4—5 mm. Um beide Henkel ist die Zierreihe im Halbkreis nach oben in gefälliger Kurve herumgeführt.

Der gesamten Gestalt nach haben wir eine Fortentwicklungsstufe der klassisch Billendorfer Amphore vor uns, die auch in nicht so degenerierter Form bei uns im engeren Fundgebiet keineswegs selten ist. Damit sei nicht gesagt, daß der vorstehenden typologischen Abweichung eine erkleckliche chronologische zugrunde liegen muß, denn wir befinden uns in einem Gebiet, das zwar erheblich billendorfisch, als von dem nächstliegenden endlausitzischen

Kreis beeinflußt ist, das aber nur ihm liegende Elemente herausnahm und lokal nach eigenen Bedürfnissen umprägte, und zwar mit so starker Eigenart, daß wir es für gut halten, unserem Formenkreis aus systematischen Gründen einen eigenen Namen zu geben. Nicht um die ohnehin komplizierten Verhältnisse noch komplizierter zu machen, sondern um eine klare Einsicht in die Auflösungsgruppen und Grüppchen der großen lausißisch-hallstättischen Kultur zu ermöglichen.

Ein beachtenswerter Fund ist weiter die in dem Leichenbrand gelegene Knochennadel (Taf. XXIII, 1), die vollständig erhalten ist. Sie hat dieselbe Form wie die Metallnadeln dieser Zeit. Unter dem scheibenförmigen Kopf sekt verhältnismäßig dünn und gebrechlich der Hals an. Der Nadelkörper verdickt sich dann nach der Nadelmitte zu und nimmt allmählich wieder zur Spitze hin ab. In unserem Falle ist die Spitze scharf nach einer Seite abgebogen. Mir will nicht scheinen, daß es durch eine sekundäre Verkrümmung im Brande bewirkt sei, sondern hier liegt anscheinend eine Absicht vor, die dem Zweck der Nadel entgegenkommt. Sie erinnert in dieser Form an die metallenen frühbronzezeitlichen Säbelnadeln. Möglicherweise haben auch damals solche Knochennadeln wie die unsrige der Metallform als Vorbilder vorgelegen.

Wie schon gesagt, finden wir diese Nadeln im Billendorfer Kreise auch in seinem Rückzugsgebiet im Freistaat Sachsen häufiger. Wenn wir uns überlegen, in wie hohem Maße nach Anzahl und Formvarianten Nadeln in dem Hauptgebiet der großen südöstlichen illyrisch-venetischen und hallstättischen Kultur gegenüber dem Norden überwiegen, wird uns nicht schwer, diesem Kreis mit der Fülle besonders von Haarnadeln einen förmlichen Haarkultus zuzuschreiben. Wie erinnerlich, hatten wir schon bei der Behandlung des Skelettgräberinventars zu dieser Ansicht kommen wollen.

Nach meiner zu erörternden Ansicht sind die Brandgräberleute mit minderem stofflichen Kulturbesitz, der typologisch dem der Körpergrableute nahesteht, die soziale Grundschicht in einer politischen Einheit aus beiden Elementen. Das Wirtschaftszentrum (Salzvorkommen) scheint hier ethnische Gegensätze verwischt zu haben, die anderswo schärfer geschieden zu finden sind. Wir müssen noch weitere Funde abwarten, dürfen uns aber andererseits nicht scheuen, elementare Gegenwartserscheinungen in Bevölkerungsstrukturen zum Verständnis des Vergangenen heranzuziehen.

Unsere Nadel ist 13,7 cm lang. Der Kopf hat einen Durchmesser von 0,7 cm, die größte Stärke des Nadelschaftes mißt 0,5 cm.

Unter den Bronzeschmelzresten befindet sich ein kompakteres Stück, das, da wir massive Armringe außer den dünneren Steigbügelringen zu dieser Zeit in unserem Gebiete nicht kennen, möglicherweise zu einem Wendelring gehört. Sicherheit läßt sich nicht erlangen. Des weiteren ist noch ein Konglomerat von geschmolzenen Ringstückchen vorhanden, das aber ebenfalls keine einwandfreie Bestimmung zuläßt. Der Querschnitt, fast rechteckig, läßt am ehesten an Steigbügelarmringe denken. Aber auch hier bleiben wir auf Vermutungen angewiesen.

Ein kleines Bronzeplättchen ist wenigstens soweit erhalten, daß es ohne weiteres als Schildohrringrest zu erkennen ist. Er gehört demselben Typus an, wie die Ohrringe aus den Skelettgräbern von Corbetha, Großjena usw. und den Brandgräbern unseres Gräberfeldes. Die Schildohrringe sind eine typisch hallstättisch-südöstliche Erscheinung. Sie finden sich nicht nur in unserm lausißisch bestimmten Brandgräbermischkreise und den ebenfalls in diesen Kreis einzubeziehenden Körpergräbern, sondern auch in dem nur faciell unterschiedenen Formenkreis des nordöstlichen Süddeutschland bis nach Bosnien hin.

In dem außerordentlich zerbrannten krümeligen Leichenbrand, von dem nur drei größere Stücke erhalten blieben, lagen außerdem noch zwei Stückchen Holzkohle. Das ist eine Seltenheit. Wir können sonst, soweit vor allem eigene Beobachtungen reichen, besonders im Norden feststellen, daß der Leichenbrand

nicht nur sauber ausgelesen, sondern oft sogar wie gewaschen, ohne irgendwelche andere Beimengung erscheint.

Brandgrab XXIII (42) (Abb. 29). An der Fundstelle 42 kam ein, wie auf der Aufnahme in situ (Taf. XVII, 2) zu erkennen ist, arg zerdrücktes Gefäß der außen schwarzen und innen gelben Keramik zutage. Es war uns nicht möglich, trotz aller Versuche, die Urne zu bergen. Lediglich die Formen konnten noch nachgewiesen werden, so lange sie uns bei der Ausgrabung im Zusammenhang vorlagen; im übrigen waren nur die Scherben zu retten. Von einem Deckgefäß war nichts vorhanden. Der Leichenbrand war schon zum größten Teil aus dem Gefäß herausgefallen, Beigaben fehlten.

Die Urne gehört zu den großen Formen der genannten Keramik wie aus den benachbarten Gräbern XVIII und XIX. Der Boden hat einen Durchmesser von etwa 10 cm. Auf diesem erhob sich in ausladender eleganter Linienführung der über

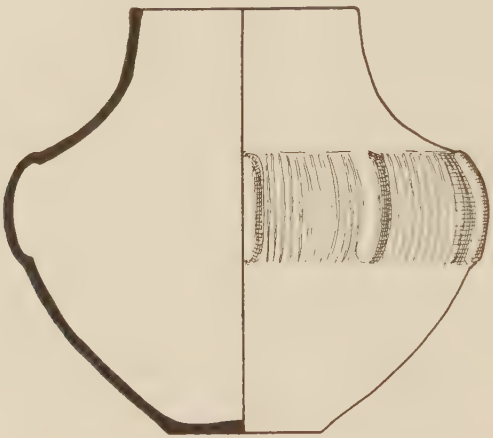

Abb. 29. **Das Gefäß aus dem Brandgrab XXIII.** (1/3)

dem Boden ein wenig eingezogene Bauch zu einer größten Weite von 32 cm. Der bei der Grabung noch erhaltene Erdkern des Halses hatte an der Stelle der ehemaligen Gefäßöffnung einen Durchmesser von 14,5 cm. Die Gesamthöhe des in situ vorhandenen Restes betrug 19 cm. Dabei ist zu bedenken, daß der ehemals höchstenfalls bis zur Bauchmitte gefüllte Gefäßkörper oberhalb dieser mit Schulter und Hals eingesunken war. Andere absolute Maße konnte ich in situ nicht bestimmen. In der Rekonstruktion ist versucht worden, auf Grund der gefundenen Maße und über diese hinaus eine möglichst harmonische Form zu geben, die wohl der Wirklichkeit entspricht, zumal aus Kröllwitz ein erhaltenes Gefäß der verwandten Gruppe dieser keramischen Spielart vorliegt. Demnach würden für die Höhe des Gefäßes etwa 26—27 cm zu fordern sein. Im allgemeinen scheinen diese Gefäße nach einem Kanon gefertigt zu sein, in dem sich Höhe und größte Breite entsprechen. Die Erscheinung, daß die Gefäßherstellung nach festen Maßverhältnissen erfolgte, ist eine vielbeobachtete Eigenheit der „lausitzischen" Keramiker.

Von dem deutlich markierten unverzierten Halsansatz her laufen über den Umbruch senkrechte, durch Abstände getrennte Linienfransen, die aus feinen Parallelrillen bestehen. Besonders wichtig aber ist, daß die etwa 3,5 cm breiten Abstände zwischen den Fransen aus nach auswärts gewölbten Streifen bestehen, die nicht nachträglich aufgelegt, sondern von innen nach außen herausgedrückt

worden sind. Das ist eine Technik, die in gleicher Weise erst wieder in der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit in unserem Gebiet auftritt. In Obermöllern, jetzt Kreis Weißenfels, habe ich selbst ein ebenso behandeltes Gefäß aus der Merowingerzeit ausgraben können. Wenn in unserem Falle nicht einwandfrei die Zugehörigkeit zu dem übrigen Gut unseres früheisenzeitlichen Gräberfeldes festgestellt wäre und man ohne Angabe von Fundumständen das Gefäß oder auch nur charakteristische Scherben davon zu datieren hätte, würde man sie für merowingisch halten müssen. Wir hatten schon Gelegenheit, anläßlich der Beigefäßbesprechung über eine ähnliche Parallele zu berichten. Die Abstände der herausgedrückten Wülste voneinander betragen von deren Mitte ab gemessen 10—11 cm, so daß wir um das Gefäß herum neun solcher Wülste anzunehmen hätten. Da nur die eine Seite mit mehreren Reliefs in situ vollständig erhalten war, mußte der Rest errechnet werden.

Unsere interessante Urne, die eben leider beigabelos war, deckt somit Beziehungen zu der im weiteren hallstättischen Kreise bekannten Reliefkeramik auf.

Die Wurzeln dieser Verzierungsweise liegen aber doch wohl in altlausitzischen Formen, wenn nicht die Metallgefäße des adriatischen Kreises maßgebende Vorbilder gewesen sind.

Aus Oswitz, Kreis Breslau[1]), stammt ein zweihenkliger Napf, den grundsätzlich gleiche Zier über dem Umbruch ziert. Wie auch Jahn angibt, sind diese Prototypen oder Parallelen unserer Verzierung wohl beträchtlich jünger als die eigentliche Buckelurnenzeit (Periode III). Da wir bei unserem Gefäß nicht zu Gruppen zusammengefaßte, sondern weiter auseinanderstehende herausgetriebene Wülste gleichen Abstands vor uns haben, könnte man geneigt sein, sie aus den metallgetriebenen Gefäßen des südöstlichen Kreises herzuleiten, wie sie auch schon abgeleitet z. B. in Podsemel i. Krain[2]) zu finden sind

Im übrigen finden sich Buckelgefäße, die dem vorstehenden grundsätzlich ähnlich behandelt sind, im Hallstätter Gräberfeld und in Stillfried a. March[3]).

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diese keramische Spielart in Halle-Nord wegen engen Anschlusses an endbronze-frühhallstattzeitliche Formen des lausitzischen Kreises dem früheren Abschnitt der Belegung unseres Gräberfeldes zuweisen.

Brandgrab XXIV (43) (Taf. XVIII, 4). In der Nachbarschaft nördlich von Brandgrab XXIII stießen wir an der Fundstätte 43 auf eine eigentümlich regelmäßig zerstörte Urne mit Beigefäß. Einmal war das Gefäß noch vor dem Umbruch wagerecht angeschnitten, anscheinend vom Pfluge, und zum anderen vertikal zu einem Drittel abgeschnitten, anscheinend bei Erdarbeiten, Anlegen einer Miete oder dgl. Leichenbrand war nur noch in geringen Splittern vorhanden. In diesen lag das Kopfende einer Knochennadel. Vom Deckel ließen sich noch 8 Scherben bergen.

Das kleine Beigefäß stand, wie zu erwarten, wieder im Süden vor der halben Höhe des Gefäßes unmittelbar an seiner Wandung. Wir haben somit, da dies der letzte im Gräberfeld ist, sechs ge-

[1]) M. Jahn: Zur Chronologie der Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien. Mannus Erg.-Bd. 3, 1923, S. 34, Tafel III, 3.

[2]) M. Hoernes: Krainische Hügelnekropolen der jüngeren Hallstattzeit. Wiener Prähist. Zeitschr. 2, 1915, S. 120. Abb. VII, 30.

[3]) Math. Much: Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. Mitteilungen d. anthrop. Gesellschaft. Wien, 5, 1875, S. 37 ff. Abb. 2, 316.

sicherte Fälle, bei denen dieser streng innegehaltene Ritus einwandfrei zu bestätigen war.

Die Urne gehört auch zu der charakteristischen lokalen Sondergruppe der innen gelben und außen schwarzen Keramik. Der Bruch hat wieder die rußschwarze Färbung wie die Außenseite des Gefäßes und zeigt das feine Gefüge des gutgeschlämmten sandvermischten Tones. Während die Außenseite nur geglättet ist, liegt auf der Innenseite in etwa millimeterstarker Schicht die ockerrotgelbe Tonmasse. Die Wandung aller dieser Gefäße ist im Verhältnis zur beträchtlichen Größe der Urnen mit durchschnittlich 5 mm Mächtigkeit sehr dünn. Man kann in der dichten gelben Schicht eine Art Feinchamottemischung vermuten.

Vom Halsansatz ist eine einzige Scherbe erhalten, die uns das Gefäß vollständig rekonstruieren läßt. Demnach steigt der Bauch aus der 11 cm breiten Grundfläche zu einem größten Durchmesser von etwa 26 cm auf. In 17—18 cm Höhe befand sich ehemals der konkave Halsansatz, der durch einen Knick markiert ist. Die Gesamthöhe wird etwa 25—26 cm betragen haben. Von dem Halsknick laufen über den Umbruch schräggestellte Parallellinienbündel herab, wie bei der Urne aus Grab XIII.

Aus den 8 Deckel-Scherben, von denen 2 Randscherben sind, läßt sich ersehen, daß die Schüssel die übliche Form mit eingebogenem Rande hatte. Im vorliegenden Falle ist der Rand nach innen durch einen schmalen Ringwulst verdickt. Genaue Abmessungen sind den kümmerlichen Resten nicht zu entnehmen.

Das Beigefäß hat eine innerhalb des Fundkreises absonderliche, besonders altertümlich anmutende Form. Man könnte an aunjetitzische Typen denken. Der beutelförmige, flachbodige kleine Topf hat 1,7 cm Durchmesser und unter dem Rande, der ein wenig auslädt, zwei kleine, gegenständige, verhältnismäßig breite (1,5 cm) Oesenhenkel. Die rötlichgelbgraue Außenfläche ist zwar glatt überschlämmt, aber buckelig. Die Oesen der Henkel sind so eng, daß eben gerade eine Schnur hindurchzuziehen ist. Das Gefäß ist 6,3 cm hoch, der Bodendurchmesser beträgt annähernd — denn Boden und Gefäßkörper gehen fließend ineinander über — 6,6 cm. Die Randweite: 5,2 cm. Diese eigentümliche Gefäßform kommt in durchaus analoger Gestalt in dem Billendorfer Gräberfelde von Klix[1]) in Grab XV vor. Dies ähnelt im Gesamtaufbau unserm Grab XXV. Bei den Varianten unserer Gefäßart aus dem Klixer Felde laufen drei parallele Rillen von Henkel zu Henkel.

Die Knochennadel ist nur in ihrem oberen Teil erhalten. Auch sie hat den scheibenförmigen Kopf wie die anderen. Der obere Schaftteil ist mit zwei Rhombenfeldern verziert, die von je zwei parallelen Rillen eingefaßt sind. Im übrigen müssen wir uns die Nadel wie die vollkommen erhaltenen vorstellen; d. h. nach der Mitte hin an Stärke zunehmend und nach dem Ende hin sich verjüngend. Unsere Beinnadel ist, in der Sehne gemessen — sie ist etwas verkrümmt —, 7,3 cm lang. Die Kopfscheibe hat einen Durchmesser von 0,7 cm.

Brandgrab XXV (44) (Abb. 30—32, Taf. VIII, 4; XVIII, 1; XIX, XX, XXI). Wohl eines der eigenartigsten Brandgräber ergab die Fundstelle 44. In einer Tiefe von 70 cm unter der heutigen Oberfläche befand sich auf einer etwa 1 qm großen Fläche ein geschlossener Fund, der aus einer Urne und einem ganzen Satz von Geschirr bestand, das im Halbkreis um sie herum aufgebaut war. Wie bei den anderen, wo nur ein bzw. zwei Beigefäße im Süden der Urne angetroffen wurden, hat man auch hier das Beigeschirr südlich im Halbkreis vor die Urne hingestellt. Nicht ein einziges der Beigabegefäße ragte über die durch die Urne gelegte Ostwestachse hinaus nach Norden.

[1]) Herbach: Ein Gräberfeld der vorchristlichen Eisenzeit bei Klix. Festschrift zur 25-Jahr-Feier der Gesellsch. für Vorgesch. u. Gesch. der Oberlausitz zu Bautzen Taf. X, Abb. 43.

Die Urne war, wie auf der Aufnahme in situ zu erkennen ist, nach Norden auf die Seite gekippt; das ist bei ihrer kleinen Bodenfläche nicht verwunderlich. Mir selbst ist sie bei nicht ganz ebener Unterlage nach der Rekonstruktion schon öfter so umgefallen. Das Deckgefäß ist bei dem Kippen hinuntergerutscht und hat sich zwischen dem rechten höheren und nächstliegenden kleineren der Beigefäße mit der Oeffnung nach oben gekehrt. Wir können uns nicht denken, daß diese Verlagerung ohne sofortige Korrektur während des Zuwerfens der Grabgrube stattgefunden hätte; auch nicht, daß auf die ausgerichteten Gefäße und Gefäßchen, die doch sicher irgendwelchen Inhalt (Wegzehrung) enthielten, unmittelbar die Erde geworfen worden wäre. Es muß vielmehr, obwohl ungünstige Untersuchungsverhältnisse vorlagen (Bodenfärbung usw.) und kein Rest mehr angetroffen wurde, ein Grabschuß oder eine Bedeckung aus vergänglichem Material angenommen werden. Bei dem späteren Zusammensturz der Grabhöhle mag dann die Urne gekippt und der Deckel abgeworfen worden sein, wie dann wohl auch der kleine Krug in der westlichsten Schale und der nordöstlich neben ihm stehende Becher zerdrückt worden ist.

Wenn es richtig ist, daß die Begleitkeramik Wegzehrung enthalten hat, hätten wir in diesem Fall ein ganzes Tafelgeschirr für einen Menschen damaliger Zeit vor uns. Da wären: die große Terrine, ein breiter, flacher (Eß?)-Napf, kleinere Anrichte?)-Schalen, vielleicht ein Gewürzbehälterchen (?) für irgendwelche Zutat, ein Trinkbecher und schließlich ein Schöpfkrüglein mit zugehöriger Untertasse. Also ein durchaus nicht unzivilisiert zu nennendes Tafelgerät, das auch im einzelnen nach Zier und Zweck gesondert behandelt ist.

Die Form der Bestattung mit allem Drum und Dran zeigt in ihrem gesamten Aufbau unverkennbar lausitzische Züge. Aus diesem Kreise ist uns hierzulande bekannt, daß neben der aschebergenden Urne eine der Anzahl nach meist stattliche Begleitkeramik mit auf den Grabboden gestellt wurde. In der uns angehenden, verhältnismäßig späten Zeit ist die reiche Ausstattung sonst nicht gebräuchlich.

Wir dürfen froh sein, daß uns in diesem Funde einmal die ganze eigenartige Vielgestaltigkeit gleichzeitigen Formengutes der halleschen Kultur geschlossen vor Augen geführt wird. Der Fund ist recht geeignet, uns die mannigfachen Beziehungen und Anklänge, die eigenartigen Umgestaltungen in diesem kleinen Kreise aufspüren zu lassen. Nach unserem bisherigen Ueberblick über die Hinterlassenschaften aus unserem Gräberfeld wird uns angesichts dieses Fundes die Berechtigung klar, der dahinterstehenden örtlich gefärbten Kultur einen ortsgebundenen Namen zu geben. Deshalb möchte ich hier von halleschem Kultur, von halleschem Formenkreis mit der in der Einleitung erörterten Bedeutung sprechen.

Der vorstehende Fund hat nun nicht nur formale Merkwürdigkeiten, sondern er ist noch besonders wichtig wegen der Beziehungen, die er zu der gleichzeitig vorhandenen anderen, der körperbestattenden, Gruppe hat. In dem ganz spärlichen Leichenbrande der Urne fanden sich nämlich Schmelzreste, die sich unzweifelhaft von Steigbügelarmringen (!) herleiten lassen (Taf. VIII, 4). Daraus erhellt wieder, wie wir schon an anderen Stellen nachzuweisen imstande waren, daß beide Kreise gleichzeitig in allerengstem Zusammenhang nebeneinander gelebt und auch bestattet haben. Das bedeutet aber eine Umkehrung und Auflösung der bisher verteidigten Ansicht, daß auf unserem Gebiete sich feindlich hie „Kelten", dort „Germanen" gegenübergestanden hätten. Wir können im Gegensatz dazu ein schiedlich friedliches Nebeneinander mehrerer Kulturkomponenten, womöglich auch völkischer Einheiten, feststellen, die hier in dem halleschen Sonderkreis für etwa 3 Jahrhunderte zu einer Ganzheit zusammengeschweißt waren, die ihre Ursache in den örtlichen Verhältnissen liegen hat.

Das Aschengefäß hat eine in unserem Gebiet ungewöhnliche Verzierung, die neben der sonst nicht auffälligen Urnenform besonders in die Augen fällt. Auf einer verhältnismäßig kleinen Standfläche von nur 10 cm Durchmesser erhebt sich in gebräuchlichem Profil der Bauch des Gefäßes zu einer größten Weite von 30,3 cm. Entlang des fließenden Ansatzes des leicht konkaven Halses läuft eine geschlossene Reihe flacher, runder Grübchen. Von ihr gehen über den gesamten Umbruch hinab an drei Stellen mit gleichem Abstand je drei parallel aufgelegte massive plastische Rippen, die unter sich einen Abstand von je 2,5 cm haben und etwa 10 cm lang sind. Der Hals schließt steil mit dem Rande ab, der eine Oeffnung von 16 cm Weite umschließt. Die Gesamthöhe des Gefäßes beträgt genau 30,3 cm. Auffälligerweise scheint diese Urne hier streng nach dem Kanon gefertigt zu sein, den wir auch bei anderen Gefäßen annäherungsweise ablesen konnten; und zwar bei den Gefäßen der innen schwarzen, außen gelben Keramik.

Unsere Urne zeigt nun in Material und Technik die gleiche gelbrote Schicht auf der Außenseite, die wir sonst bei den eben genannten innen finden. Hingegen hat unser Gefäß innen die grauschwarze Färbung, die sich auch im tief sammetschwarzen Bruch zeigt, der die sandgemengte Struktur gebräuchlicher Art hat. Wir können also im vorliegenden Fall von einer, gegenüber der üblichen — der Ausdruck sei mir verziehen — umgekrempelten Keramik der bekannten Gruppe sprechen. Wir bemerken, daß diese Urne der aus Grab XXIII gleicht; erinnern uns auch der herausgedrückten Rippenwülste bei dieser. Könnten die massiv aufgelegten Rippen nicht eine Imitation in anderer Technik sein, zumal sie leichter herzustellen sind und eine weniger geschickte Hand erfordern? Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir beide in Zusammenhang bringen und dieselbe Absicht zugrundelegen.

Einen wiederum beachtlichen Einblick in die Sitte gestattet uns eine glücklicherweise einwandfrei erhaltene Eigentümlichkeit des Fußteils der Urne. Beim Reinigen erwies sich, daß der schon durch einen alten Bruch abgefallene Bodenteller zwei gegenüberliegende randständige Löcher hatte (Taf. XXI, 1). Man hätte schon an die berüchtigten „Seelenlöcher" denken können, aber die untere Urnenwandung zeigte bei der Reinigung zwei entsprechende Oehre, wie die Abbildungen deutlich genug erkennen lassen.

Der Vorgang muß also folgender gewesen sein: der alte abgebrochene Boden ist vermittels dieser Löcher und irgendwelchem Bindematerial regelrecht angeflickt worden. Das beweist m. E., daß es sich bei der Urne um ein dem Bestatteten vertrautes Gebrauchsgefäß handelt, das ihm irgendwie bedeutungsvoll war, in dem nach seinem Tode seine Asche Heimstatt finden sollte. Wäre eine besondere Funeralkeramik angefertigt worden, so hätte man sicher ein untadelliges Gefäß genommen. Unsere oben geäußerte Vermutung, daß es sich um ein im Leben gewohntes Tafelgeschirr des Toten handelt, das mit ihm in

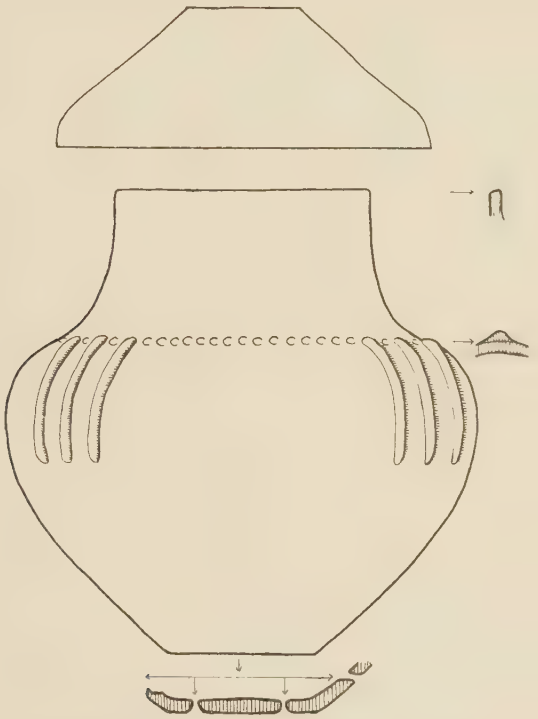

Abb. 30. **Aschengefäß und Deckel aus dem Brandgrab XXV.** (1/5)

diesem Grabe seine letzte Statt gefunden hat, wird wohl kaum an der Wirklichkeit vorbeigehen.

Nicht nur in der Bestattungsart dieses Fundes, sondern auch an der Urne zeigt sich starker „lausitzischer" Einfluß. Blume[1]) hat uns mit einem Gefäß aus Blotnik, Kreis Bomst, bekanntgemacht, dem die grundsätzlich gleichen Form- und Zierelemente eigen sind. Es weist sogar die vier symmetrisch gegenständigen Gruppen je dreier Rippen auf. Diese Gestalt kommt also sogar im lausitzischen Kerngebiet

[1]) E. Blume: Thrakische Keramik in der Provinz Posen. Mannus 4, 1912, S. 79. Abb. 14.

vor. Bemerkenswert ist ferner, daß eine ganz degenerierte Form dieser Gefäße mit aufgelegten Parallelrippen in dem Mittel-La-Tène-Gräberfeld von Bodenbach a. Elbe [1]) vorkommt. Gerade die Beziehung zu diesem Vorkommen ist insofern von Wichtigkeit, als dort auch ein Weiterleben der Haarnadeln vom Trothaer Typ festzustellen ist.

Erwähnt sei noch, daß in einer junghallstättischen Hügelnekropole auf dem Magdalenenberge bei St. Marein ein Tongefäß unseres Schemas mit aufgelegten Rippen vorkommt, das Beziehungen zum adriatischen [2]) Kreise verrät. Wir werden später sehen, daß in der in Behandlung stehenden Zeit unser Gebiet direkte kommerzielle Verknüpfungen mit jenem Kreise unterhält.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind die nahestehenden Formen des posenschen Hallstattkreises, die offenbar nicht nur Konvergenzerscheinungen sind, sondern die Möglichkeit genetischer Beziehungen eröffnen, zumal wir in den dortigen Gräbern auch Inventar begegnen, das unserem Skelettgräberkreise eigentümlich ist: ich meine Wendel- und Steigbügelarmringe, die dort allerdings aus Eisen anzutreffen sind. Zu dem Blotniker Gefäß kämen noch weitere von Dobieszewko, Kreis Schubin [3]); Priment, Kreis Bomst [4]); Stromtal, Kreis Schroda [5]), dazu, soweit Belege aufzutreiben waren. In der Uebersicht werden wir bei Heranziehung der übrigen Funde der halleschen Kultur auf die Stromtaler Gefäße noch des näheren zurückzukommen haben.

Aber auch im Kreise der böhmischen Späthallstattkulturen finden sich vor allem im Platenitzer Typus Anklänge an diese ursprünglich lausitzischen Formen [6]), so im Platenitzer Gräberfeld [7]) selbst, wo neben den Rippen noch Zapfen am Unterteil des Gefäßes vorhanden sind.

Die große Deckschale hat die gebräuchliche Form. Von der Standfläche, deren Durchmesser 10 cm beträgt, steigt der weit ausladende Schalenkörper auf, um sich zum Rande hin einwärts zu wölben. Der letztere ist 17 cm weit. Die Farbe ist dunkelgrau. Daß der Deckel so leicht hat von der Urne herunterrutschen können, lag daran, daß sein Rand nicht fest die Urnenöffnung umschloß, sondern seine Wandung gewissermaßen auf ihr balanzierte.

Ein einzigartiges Gefäß ist der große Henkelschalennapf (Abb. 31) unter den sieben Beigefäßen. Er ist bemerkenswert sorgfältig und fein gearbeitet, so daß

[1]) J. Michel: Das La-Tène-Gräberfeld zu Bodenbach a. Elbe. Wiener Prähist. Zeitschrift 1, 1914, Taf. I, 17.

[2]) M. Hoernes: Krainische Hügelnekropolen der jüngeren Hallstattzeit. Wiener Prähist. Zeitschr. 2, 1915, S. 98 ff. Abb. 1, 1.

[3]) Album der im Mus. d. Pos. Ges. d. Freunde d. Wissensch. aufbewahrten prähist. Denkmäler des Großherzogtums Posen. Heft 22, Posen 1900, Taf. XXXVII, 1.

[4]) Desgl. Heft III, 1914, Taf. VL, 10 und 11.

[5]) Desgl. Heft III, 1914, Taf. XLVII, 18.

[6]) „Lausitzisch" oder „illyrisch" soll immer nur als eingeführter Verlegenheitsausdruck für den dahinterstehenden geschlossenen, weiten Kulturkomplex der BZ. und frühen EZ. im südöstl. Mitteleuropa verstanden werden, bis sich einmal eine klarere Bezeichnung bei weiterer Forschung ergibt.

[7]) J. L. Pič: Starožitnosti zeme České, Prag 1900 II, 3 Taf. 42, 9. Desgl. Die Urnengräber Böhmens.

man argwöhnen könnte, er sei aus den Händen hervorgegangen, die auch die feine kleine Krötentasse gemacht haben. Auch Material, Farbe und Ziertechnik sprechen sehr dafür. Bei beiden Gefäßen, der Kinderurne aus Grab XVI und dem vorstehenden, sind allein gegenüber allen anderen (wo längere Striche [Urne Grab XVIII] oder wirklich runde Grübchen die Grübchenreihe bilden) nach Form und Abmessung gleichartige kurze längliche Grübchen eingetieft. Die Abmessungen sind so übereinstimmend, daß nur dasselbe gewohnte Werkzeug, das dieser einen Frau gehörte, zur Herstellung gedient haben kann. Angesichts der Gefäße ergeben sich noch Uebereinstimmungen, die es beinahe zur Gewißheit machen, daß dem so ist. Beiden Bestattungen allein sind die winzigen Miniaturformen eigen. Vielleicht handelt es sich um einen Angehörigen derselben Familie. Weiterhin ist auffällig, daß den entweder wegen der Form oder Verzierungstechnik verwandten Gefäßen aus den Gräbern XVI, XVIIII, XXIII und dem vorstehenden allein die markanten, sofort auffallenden feinen Linienrillen eigen sind; im Unterschied zu der anderen, gröberen Keramik aus dem Gräberfeld. Ich führe diese eingehenden Beobachtungen hier an, weil sie mir nicht unwichtig erscheinen und doch manche Feinheiten in dem Einblick, der uns durch so tote Hinterlassenschaften überhaupt in einen vorgeschichtlichen Zustand oder Vorgang eröffnet wird, deutlicher machen.

Noch eine weitere Gemeinsamkeit gibt das „Wolfszahnmuster" des vorstehenden Gefäßes, das in elf gleichbehandelten Feldern von der Grübchenreihe über den Umbruch hinabgeführt ist. Die Schraffen sind jedesmal durch zwei parallele Basis-

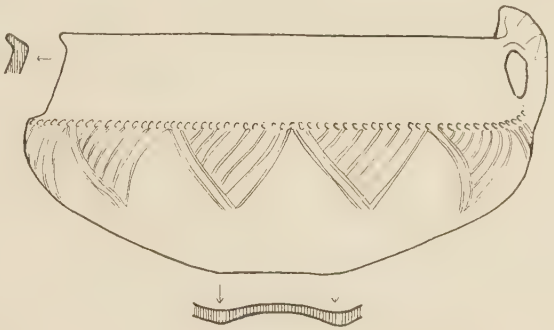

Abb. 31. **Der Henkelschalennapf aus Brandgrab XXV.** (1/3)

linien zusammengefaßt. Der Henkelgrund wird links durch drei schräg nach rechts, rechts durch vier schräg nach links herabgezogene parallele Rillen eingefaßt.

Endlich sei auf den Omphalos hingewiesen, der hier wie bei dem Täßchen aus Grab XVI den Boden des Gefäßes bildet. Er hat einen Durchmesser von 4,2 cm. Von ihm aus erhebt sich der Körper zu einer größten Breite von 20 cm. Darauf sekt ein schrägaufsteigender profilierter Hals auf. Die Weite der Oeffnung beträgt 18,6 cm, die Gesamthöhe 8,6 cm.

Am Rande sikt ein 1,1 cm breiter Rundhenkel, der vom Halsansak über den Rand des Gefäßes um 1 cm hinausragt und von einer markanten Spike her in den Rand verläuft. Das ist eine eigenartige Henkelform, die selbst in weiterem Fundkreise selten ist. Zu der eigenartigen Henkelbildung gibt uns Pic[1]) eine konvergente Form an einem ebenfalls weitmündigen flachen Schalennapf, der zeitlich dem unseren nahestehen dürfte.

Das Gefäß ist sichtlich mit einem schmalen Spachtel sorgfältig geglättet. Sollte das eben über die engeren Zusammenhänge wahrscheinlich gemachte zutreffen, so ist uns m. E. ein Schlüssel zum Verständnis der Formenfülle der halleschen Kultur gegeben, nachdem wir gesehen haben, zu welchen Variationen und Sonderheiten eine einzige genetisch engstens verknüpfte Gruppe kommen kann. Denken wir daran, daß wir es mit einer durch den Besik des so wichtigen Bodenschaßes

[1]) J. L. Pič: Přehled České Archaeologie. Prag 1908, S. 32, Abb. 41, Fig. 15.

— des Salzes — wohl allgemein wohlhabenden und damit zeiterübrigenden oder beziehungsreicheren Bevölkerung zu tun haben. (Immer im Vergleich zur Umgebung gemeint.) Nirgends wieder in der Urgeschichte tritt uns eine so krause, fast verstiegene Formenfülle entgegen, wie gerade in dem durch das Salz so reich und mächtig gewordenen Hallstatt und dem von ihm mittelbar und unmittelbar beeinflußten Bereich seines Handels und seiner Kulturstrahlung.

Die kleine gedrückte Form der Untertasse und der beiden anderen Flachnäpfe (Abb. 32) unter den Beigefäßen ist in unserem Gebiet verhältnismäßig selten. Von einer kleinen, vollkommen ebenen Standfläche mit einem Durchmesser von 3,8 cm erhebt sich über dem Boden ganz wenig eingezogen der ausladende Bauchteil der Untertasse zu einer größten Breite von 13,6 cm, die Randöffnung ist kongruent. Der ausgekehlte Hals, der glatt und unverziert ist, sezt in scharf profiliertem Knick auf dem Bauch an. Von dieser Stelle laufen bis kurz über den Boden acht Linienfransenfelder herab, die aus parallelen senkrechten Kammstrichen bestehen. Sie sind durch sieben etwa 8 mm breite Hohlkehlen unterbrochen, während rechts und links unter dem Henkel ein glattes, breiteres Feld ausgespart ist. Es mag daran erinnert sein, daß diese Art der Verzierung: senkrechte Kammstrichbündel durch glatte, aber betonte Streifen zu unterbrechen, nur noch einmal in Grab XXIII angetroffen ist, wo statt der Hohlkehlen deren Positive, glatte Wülste, Zierelemente sind.

Weiter sei darauf hingewiesen, daß der den Flachschalen mit der gedrückten Gestalt eigene charakteristische Hohlkehlenhals mit gleichweitem Ansaß- und Oeffnungsring nur noch bei dem Krötengefäß aus Grab XVI bei gleicher gedrückter Gestalt vorkommt. Wir sehen so, daß der Ring der Indizienbeweise mit der Absicht, den Gräbern XVI, XVIII, XXII Zusammenhang beizumessen, sich schließt, daß wir damit aber eine größere geschlossene Fundgruppe aussondern können, die wir anders nicht hätten erfassen können. So glaube ich, ist denn diese kleine Untersuchung gerechtfertigt.

Am Halsknick unserer Schale sißt ein winziger, mit einer kleinen rechteckigen Platte abgeschlossener Oesenhenkel. Die Schalenwandung ist dünner als bei den anderen beiden unverzierten von ähnlicher Form. Vielleicht ist darum der Schale, wie es auch der Befund in situ zeigte, von Anbeginn an Tropf- und Untersezgefäß für das Krüglein gewesen und nicht Behälter für kompakteren Stoff.

Für solchen Zweck scheinen die beiden anderen Flachnäpfe geeigneter, da sie eine derbe, verhältnismäßig sehr dicke Wand haben.

Das kleinere Gefäß hat ebensolchen Oesenhenkel an gleicher Stelle, wie das eben besprochene. Auch die Gestalt oberhalb des Bodens ist dieselbe, nur daß der obere Rand um ein Geringes weiter ausladt als der Halsring. Das ist bei der Kleinheit des Gefäßes mit 9,4 cm Oeffnungsdurchmesser nicht verwunderlich. Die Höhe des Näpfchens beträgt 4,5 cm.

Der Boden wird von einer Delle mit 3,2 cm Durchmesser und etwa 1 cm Tiefe gebildet, der sich auf der Innenseite deutlich herauswölbt (Abb. 32, Mitte). Die Oberflächen des Näpfchens sind gut geglättet.

In Form und Material ähnelt das größere dem kleinen, nur ist die Mitteldelle mit 3,6 cm Durchmesser etwas breiter und flacher. Der schmale, rechtwinklig profilierte Henkel beginnt am Halsknick und endet am Rande; also anders als bei den vorhergehenden. Wie diese hat er eine Oese in der Mitte. Auch dieses Näpfchen ist auf seinen Außenflächen geglättet und von braungrauer Färbung mit teilweiser Flammung ins Gelbrötliche. Es ist 5 cm hoch, der Oeffnungsdurchmesser beträgt 12,2 cm.

Da wir einem Trinkbecher noch begegnen werden, haben wir es wohl hier mit Schalennäpfen zu tun, die zur Aufnahme fester Nahrung dienten!

Es ist beachtenswert, daß wir ähnliche Gefäße schon am Ende der Periode (Montelius) IV und in der Periode V der Bronzezeit im Helmsdorfer Kreise, dem Vorläufer unseres Typenkreises, als ausgesprochen mitteldeutsches Formengut finden.

Das kleine Krüglein (Taf. XXI, 2) hat Züge, die es als Lokalvariante des Billendorfer kleinen Kannenkruges betrachten und auf ihn als Prototyp zurückführen lassen. Es ist aber sonst ganz eigen behandelt, nur die Formelemente des Billendorfer Vorbildes sind benutzt. Das ist eine Eigenart, die gerade im engeren halleschen Kreis alle so offensichtlich beeinflußten Keramiken zeigen.

Dem kleinen Gefäß mangelt der eigentliche Boden, daher ja auch die notwendige Untertasse. Aus flachgewölbtem Grund steigt der flachgedrückte Krugkörper auf, mit einer größten Breite von 6,5 cm. Auf ihm sitzt der hohe, schräge Hals, der unter dem Rande etwas eingezogen ist. An dem letzteren setzt der 1,8 cm breite, über ihn hinausragende Bandhenkel an, der im weiten Bogen zum Umbruch führt. In der Mitte ist der Henkel über den gesamten Verlauf eingekehlt. Er reiht sich so typologisch in die Form der üblichen über den Rand hinausführenden Henkel ein.

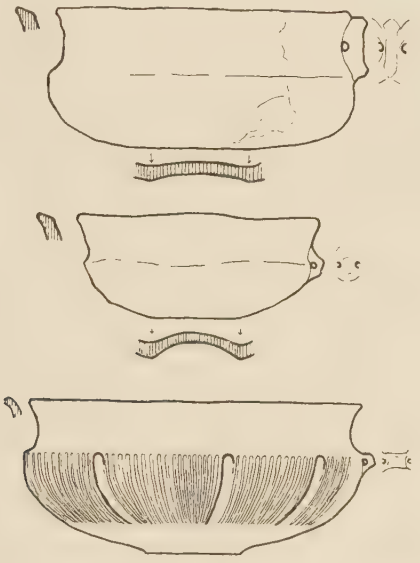

Abb. 32. **Die kleineren Schalennäpfe aus dem Brandgrab XXV.** (1/5)

Das Material ist ein mit Porphyrgrus vermischter Ton. Es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß dadurch die bodenständige Herstellung des keramischen Gutes erwiesen wird, da Porphyrgrus außerhalb des Porphyrschildes nicht zu haben war. Diese Tatsache kann sehr wichtig sein bei Stücken, wo man etwa an Einfuhr denken könnte.

Der Krug ist sorgfältig geglättet, seine Höhe mißt 5,4 cm. Auffälliger-, vielleicht zufälligerweise sind Höhe und Breite des Gefäßes auch hier direkt proportional. Die Krugmündung hat eine Weite von 4 cm.

Sinngemäß stand der Trinkbecher (wie die während der Ausgrabung gemachte Aufnahme Taf. XIX zeigt) neben dem Schöpfgefäß. Er hat die gebräuchliche Becherform und ist aus einem mit grobem Porphyrgrus gemischten Ton hergestellt.

Von einer ebenen Standfläche mit 4 cm Durchmesser steigt der hohe Becherkörper fast steil auf und erreicht eine größte Weite von 8,5 cm. Der schwache Umbruch ist mit Fingernageleindrücken verziert und mit vier rechtwinklig gegenständigen Knubbenzapfen versehen. Darauf setzt der flachkonkave Hals auf. Die

Mündungsweite beträgt 7 cm. Der ganze Becher ist 11 cm hoch. Innen- wie Außenseite sind glatt verstrichen und mit den Fingern geglättet.

Ohne Zweifel haben wir in dem Becher eine Fortentwicklung des lausitzischen Zapfenbechers vor uns, der in klassischer Form allerdings noch lappige Zapfenzungen besaß. Dieses Zierelement muß weniger von der ästhetischen als vielmehr von der praktischen Seite her gewertet werden. Der Tonbecher ist an sich schwer; voller Flüssigkeit ist die Schwere immerhin so bedeutend, daß es vorkommen konnte, daß einem ein steilwandiger Becher durch die haltende Hand rutschte. Die wie im vorstehenden Fall gerauhte und mit Vorsprüngen versehene breiteste Stelle des Bechers verhindert jedoch ein Durchrutschen durch die greifende Hand, ohne daß der uns gewohnte kräftige Druck beim Halten angewendet zu werden braucht.

Nachdem wir so die für Speise und Trank geeigneten Gefäße der Begleitkeramik behandelt haben, bleibt uns noch das siebente, der Däumling unter den Gefäßen, übrig. Es ist ein winziges Töpfchen (Taf. XVIII, 2) von durchweg rotockergrauer Farbe. Der Bruch ist schwarz. Also ist es mit dieser eigenartigen Schicht überzogen, die auch die Innenseite der außen schwarzen und innen gelben Keramik lasiert. Ob sie durch Brennen oder einen Farbzuschlag hergestellt ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Das bauchige Töpfchen hat als Boden eine fingertupfengroße Mitteldelle von 1,3 cm Durchmesser. Der Bauch ist 4 cm breit; die Oeffnung hat eine Weite von 3,1 cm. Die Höhe des gesamten Töpfchens beträgt 3,3 cm.

Da es mit zum Tafelgeschirr gehört, kann es wegen seiner Winzigkeit wohl nur einen Stoff enthalten haben, den man nur in geringfügigen Mengen während der Mahlzeit zu sich nahm. Was liegt da näher, als an ein Gewürz zu denken, das es in irgendwelcher Art enthalten haben mag. Wir sahen so ein vollständiges Tafelservice vorüberziehen, das für jeden Zweck die jeweils geeigneten Gerätschaften enthielt und uns so einen kleinen kulturgeschichtlich reizvollen Einblick gestattete.

Von Wichtigkeit für Bevölkerungs- und Kulturprobleme dieser Zeit im untersuchten Gebiet sind die bei der Oeffnung der Urne gefundenen unscheinbaren, scheinbar indifferenten stabförmigen Bronzeschmelzreste. Taf. VIII, 4.

Bei der Reduktion ergab sich, daß sie Ueberbleibsel von Steigbügelarmringen sind; anscheinend von mehreren, doch mindestens zweien. Unter der wuchernden Patinaschicht, die zunächst nichts erkennen ließ, kamen die Buckel- und Rillengruppen als typischer Steigbügelringzierrat zutage [1]).

An dem am besten anzusprechenden Stück wechseln starke Wülste mit je zwei Querrillen ab. Damit gehört es zu der Form, die vielleicht aus Wendelringbronzebruch hergestellt sein kann. Leider ist die sonst unversehrte Innenseite des Ringstückes so weit verwittert, daß die nicht sehr tiefgehenden Rillen imitierter Torsion nicht mehr nachweisbar sind, wie das einwandfrei und bemerkenswert deutlich bei dem Rest aus Grab XXI der Fall war.

Die beiden anderen Schmelzstücke sind derselben Herkunft und zu einem Stück zusammengeschmolzen. Sie haben eine Rille mehr zwischen den Buckeln. Wir haben demnach Grund, anzunehmen, daß ursprünglich eine ganze Manschette von Steigbügelarmringen vorhanden gewesen ist, und daß ferner sicher mehr in dem Brande zerstört wurde, als uns in den spärlichen Resten untersuchbar vorliegt.

Das vierte angeschmolzene Stück gehört seinem runden Querschnitt und der mit Mühe erkennbaren Riefelung nach, die leider nicht tief geht, mit höchster Wahrscheinlichkeit einem imitierten Wendelring an.

[1]) Verfasser möchte sich hier für die unumgänglich notwendige chem. Reduktion scheinbar indifferenter Schmelzreste einsetzen. Nur auf diesem Wege sind hier einige doch immerhin wichtige Entdeckungen gemacht worden.

So tritt uns in diesen kümmerlichen Resten eine rekonstruierbare Ausstattung entgegen, die man bisher in Brandgräbern nicht vermutet hat, die eigentlich in ein Körpergrab gehört. Da uns dieser Umstand nicht als Einzelfall, sondern nun schon mehrfach begegnet ist, entfällt außer anderen Gründen m. E. jedes Argument, das einen ethnischen Unterschied oder gar politische Gespanntheit zwischen den beiden Trägern der verschiedenen Bestattungsformen konstruiert hat. Das gesamte übliche Schmuckgerät der Körperbestatteten: der Wendel- und Steigbügelarmring, der Schildohrring und die Nadel vom „Trothaer Typ", die in einem Exemplar vom Mühlweg in Halle-Nord als dem Feuer ausgesetzt gewesen bekannt ist, haben wir somit, wenn auch durch die Mühe der gründlichsten Kleinuntersuchung auch der unscheinbarsten Metallschmelzreste in den gleichzeitigen Brandgräbern des halleschen Kreises zweifelsfrei nachweisen können.

Daraus nehmen wir die Berechtigung, das bisher nicht geklärte chronologische und kulturelle Verhältnis zwischen beiden, nur durch die Bestattungsform unterscheidbaren Menschengruppen in unserem engeren Gebiet als gelöst zu betrachten. Aus den metallischen Beigaben in unserer Urne ergibt sich, daß der Tote eine Frau gewesen ist, die, wie aus dem Umstand bei ihrer Beisetzung und der reichen Ausstattung hervorgeht, irgendwie bedeutend oder wohlhabend gewesen ist.

Chronologisch ist der gesamte Fund wohl in den frühesten Abschnitt der Belegung unseres Gräberfeldes zu verweisen.

Brandgrab XXVI (47) (Abb. 33, 34, Taf. XXIV, 2, 3, 4). Als Bestärkung des Gesagten, der nun nicht mehr fraglichen Beziehungen zwischen den verschieden Bestatteten, kann der bedeutungsvolle Inhalt des nächsten Grabes gelten. Er ist nicht von mir ausgegraben worden. Wir mußten seinerzeit vor einem Holzstapel auf der südöstlichen Wegrandseite Halt machen und die Grabung abbrechen.

In dieser Gegend ist der Fund gemacht und vom Finder mit Angaben der Fundumstände der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle übergeben worden.

Der Fund besteht aus einer kleinen Urne mit Deckschale, einem größeren und einem zweiten kleineren Beigefäß und weiterhin aus zwei imitierten Wendelringen nebst drei Steigbügelarmringen.

Nach der Angabe lagen in situ die Wendelringe außen übereinander auf dem Bauch der Urne, welcher der (jetzt ergänzte) Henkel zum leichteren Herüberstreifen der Ringe abgeschlagen war.

Die Steigbügelarmringe lagen alle drei auf dem durch den Deckel geschützten Leichenbrand.

Mit dieser Bestattungs- und Ausstattungsform wäre gewissermaßen ein Kompromiß zwischen Körper- und Brandbeisetzung gegeben, insofern der Körper des Toten zwar verbrannt, sein Geschmeide aber unversehrt, wie beim Skelettgrab, der letzten Statt anheimgegeben wurde. Wir sehen so, wie unser Gräberfeld in reichstem Maße die eigenartigsten und mannigfachsten Formen von Bestattungen und Gebräuchen verrät, die uns langgesuchte, tiefere Einsichten in das Gefüge des so komplizierten „halleschen" Mischkreises eröffnen.

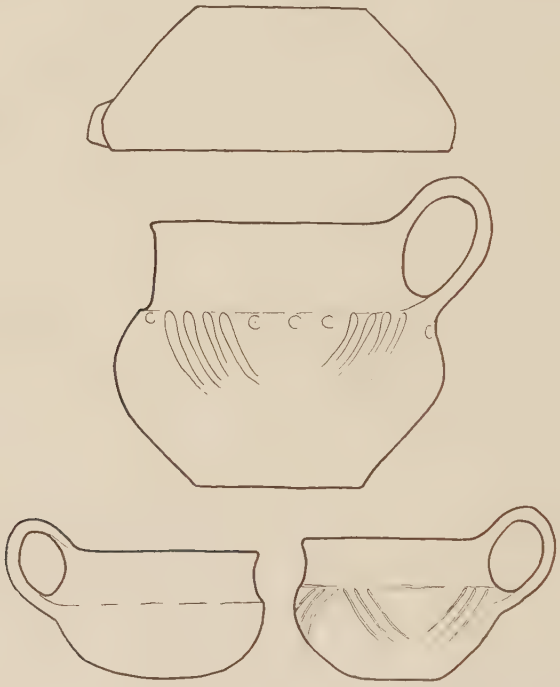

Abb. 33. **Gefäße des Brandgrabes XXVI.** (1/5)

Den Ausschlag gibt der überwiegend billendorfisch-lausitzische Einfluß. Das zeigt auch der zu besprechende Fund in eindringlicher Weise.

Die Urne ist eine große, dem Billendorfer Kreise entlehnte Tassenform mit einem 2,8 cm breiten eingekehlten Bandhenkel, der über den Rand hinausragt. Das Gefäß ist 10 cm hoch, die Oeffnung hat eine Weite von 11 cm. Der 7,2 cm breite Boden ist flach nach innen gewölbt. Der bauchige Tassenkörper erreicht etwa in der Mitte seinen größten Durchmesser von 13 cm. In einem verhältnismäßig scharfen Grat setzt der gerade aufsteigende Hals an. Von jenem laufen je drei oder vier breite parallele Rillen, die zu Strichbündeln zusammengefaßt sind, abwechselnd schräg nach links, nach rechts bis zum Umbruch hinab. Sie sind der Reihe nach durch 3, 1, 3, 1, 3 breite Kegelgrübchen unterbrochen.

Bezeichnenderweise werden die Henkelansatzstellen unterhalb des Henkels durch je ein Kegelgrübchen markiert. Diese Erscheinung ist auch an einer größeren

Billendorfer Tasse des Grabes XV aus dem bereits erwähnten lausitzischen Gräberfeld in Klix [1]) zu bemerken. Wir gewinnen somit rückwirkend einen Beweis für die bei dem Krötengefäß (aus Grab XVI) oben gemachten Ausführungen bezüglich der Henkelmarkierungsgrübchen (Kegelgrübchen!), die wir als nicht mit der Krötenritzung zusammenhängend ansprachen. Das ist insofern nicht unwichtig, als von erfinderischen Leuten das mittlere der Grübchen für den Kopf eines anthropomorphen Wesens gehalten werden könnte. Gleichzeitig aber spinnen sich so Beziehungen zu dem genannten Grabe und seinem Anhang an, die auch auf die zwar nicht so prägnante, aber allen drei Gefäßen eigene Halsform ausgedehnt werden können.

Der kleinen Urne entsprechend sind die Dimensionen der Deckschale. Ihre Oeffnung ist 13 cm weit. Der Boden hat einen Durchmesser von 7 cm. Sie ist 6 cm hoch und hat die übliche Form mit eingezogenem Randteil; der nicht durchlochte scharf profilierte Knubbengriff stimmt mit den Oesenhenkeln der Schalennäpfe aus Grab XXV überein, die trotz verschiedener Größe grundsätzliche gleiche Formgebung zeigen. Das sei als weiteres enges Verwandtschaftsmerkmal festgestellt. Diese herausgestellte Gruppe muß noch um den Inhalt dieses Grabes bereichert und damit geschlossen werden. Ich möchte für diese Beziehungsverhältnisse den Begriff: „geschlossene Fundfamilie" einführen und ihn, den des „geschlossenen Fundes" damit inhaltlich erweiternd, auf eine typologisch und chronologisch singulierbare Verwandtschaftsgruppe übertragen.

Das größere und verzierte der beiden Beigefäße hat die beiden gemeinsame billendorfisch beeinflußte Tassenform mit dem bezeichnenden, über den Rand ragenden eingesattelten Bandhenkel. Die ebene (d. h. so rekonstruierte, es könnte auch eine Bodendelle sein) Bodenfläche hat einen Durchmesser von ca. 3,8 cm. Der bauchige Unterteil des Gefäßes erreicht eine größte Breite von 8,1 cm. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 7,3 cm und die Gesamthöhe 5,4 cm.

Etwas oberhalb des Umbruches läuft eine wagerechte Ritzlinie um das Gefäß herum, von wo mit wechselnder Richtung schräge Strichbündel, aus je drei parallelen Rillen bestehend, über den Umbruch herablaufen; und zwar je zwei von einer gemeinsamen Ausgangsstelle, so daß eine Art Zickzackband entsteht. Die dunkelbraungraue Tasse ist nicht besonders sorgfältig gearbeitet, wohl aber überschlämmt und geglättet.

Die gleiche flache, gedrückte Form, die uns schon in der „Krötentasse" begegnete, hat das kleinere Beigefäß; es ist ihr auch sonst ähnlich. Ein Vergleich der Abbildungen wird das zweifelsfrei bestätigen. Auch in Material und Farbe besteht Uebereinstimmung. Allerdings ist das Gefäß am Boden vollkommen rund, aber dennoch gewissermaßen als Omphalosgefäß angelegt. Es fehlt nur noch, daß der Nabel eingedrückt worden wäre, was bei einem bodenrunden Gefäß wohl ginge, beim Standflächengefäß aber eine unbeobachtete Formenkreuzung ergäbe. Wir sehen also, der Mangel der Bodendelle stört die grundsätzliche Verwandtschaft nicht. Es mag sein, daß dieser kleinere Behälter Schöpfgefäß gewesen ist. In der Regel faßt das Schöpfgefäß weniger als das zu füllende.

Das vorstehende Schöpftäßchen hat auch einen über den Rand hinausragenden, in der Mitte gekehlten Bandhenkel, es ist über alles 5 cm hoch. Der Durchmesser von Halsansatz und Oeffnungsring beträgt 8 cm.

Die beiden vollständig erhaltenen Wendelringe sind nach der Verzierung Rudimentärformen. Es sind rundstabige Ringe, die durch flache, feine, enggestellte Spiralrillen verziert sind. An zwei zu dem Ringschluß symmetrisch gelegenen, etwa 2 cm breiten Stellen ist die Spirale unterbrochen. Die glatten Felder sind mit halbmondförmigen Gruben verziert, die abwechselnd gruppenweise nach innen oder außen geöffnet sind. In dieser eigenartigen Weise werden, völlig rudimentär, zwei Torsionswechsel noch eben angedeutet.

Solche Verzierung kommt bei den Ringen mit Hakenverschlüssen schon verhältnismäßig früh vor. An den vorliegenden Exemplaren fehlen aber die Haken-

[1]) Vgl. Herbach a. a. O. Taf. X Fig. 32.

verschlüsse. Statt ihrer sind die Enden der Rundstäbe jederseits auf 4 cm Länge plattgehämmert und schneiden mit gerader Fläche gegeneinander ab. Die glatten Außenseiten dieser Teile sind auf jeder Seite mit zwei 1,5 cm auseinanderstehenden Kreisverzierungen geschmückt, die aus je zwei gleichmittigen Kreisen gebildet werden. Außerdem sind je zwei solche, nur beträchtlich kleinere, nebeneinander vor dem geraden Abschluß angebracht. Diese Verzierung ist uns in mannigfacher Variation auf den plumpen, massiven Haken imitierter Wendelringe geläufig. In der vorliegenden Gestalt könnte die Ringform als Prototyp ähnlicher La-Tène-Formen gelten.

Als bemerkenswerte Seltenheit müssen wir werten, daß nur zwei Drehungsstellen vorhanden sind.

Die Ringe sind gleich groß; ihre lichte Weite beträgt 12 cm, die Mächtigkeit im Mittel 8 mm. Nach der wuchernden Patinierung zu schließen, ist keine besonders gute Bronzelegierung Ausgangsmaterial gewesen.

Aehnlich (bis auf die Wendelstellen) sind die beiden Ringe von Wahlstadt[1]), Landkreis Bromberg, die in Gemeinschaft mit einem echten Wendelring als Depot gefunden worden sind. Diese Ringe haben jedoch drei Wechsel. An den flachen Enden weisen auch sie die Hoftüpfel auf.

Alle drei Steigbügelarmringe haben abgesehen von unbedeutenden Schwankungen der Anzahl der Rillen, welche die Buckel trennen, grundsätzlich denselben Anschein der Serienherstellung. Es gab damals einige nur geringfügig unterschiedene Typen. Nachdem ich mir einen Ueberblick über sämtliche erfaßbaren Steigbügelarmringe unseres Gebietes verschafft habe, bin ich zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß die üblich geformte überwiegende Mehrzahl nur in einer oder wenigen (dann aber allerengstens untereinander zusammenhängenden) Werkstätten nach einer Vorlageübereinstimmung gefertigt sein müssen. Es ist zu erkennen, daß über verhältnismäßig weite Gebiete hin die formalen Zusammenhänge so eng sind, daß nur eine Bezugsquelle der Standartform in Frage kommen kann; denn örtliches Getrenntsein der Herstellungsstellen hätte im Laufe der Zeit zu erheblicheren Veränderungen führen müssen.

Unsere drei Ringe haben die für das Vorkommen im gesamten sächsisch-thüringischen Kulturbecken klassische, ich möchte sagen normierte Form. Sie sind streng in etwas länglicher Steigbügelform gestaltet und können noch nicht lange getragen worden sein.

Einer ist massiver als die beiden anderen; die auch breiteren Querbuckel bei diesen werden durch je drei schmale Querwülste unterbrochen, die im vorliegenden Falle auch den Schluß bilden. Die größten lichten Weiten betragen 4,5 × 6,7 cm.

Ebenfalls drei Querwülste, aber kurzbogigere Buckel, hat der zweite Ring, der in seinem ebenfalls angenähert rechteckigen Querschnitt weniger stark ist. Die Seitenflächen erscheinen hier wie bei allen dreien wie Schnittflächen; eher wie auf einer Sandsteinplatte plan geschliffen, oder aus einer kompakten Manschette gesägt. Wir kennen auch Formen, wo diese Flächen profiliert sind. Die Ausdehnungsmaße dieses Ringes: 4,6 × 6,8 cm.

Der letzte schmächtigste der drei Ringe ist auch in der Verzierung feiner bearbeitet als die anderen und besteht auch aus besserer Bronze. Die stark gewölbten langen Buckel sind durch je vier prägnante schmale Querwülste unterbrochen. Sonst gilt das von den anderen Gesagte. Die größten Weiten messen 7 × 4,5 cm.

Wir sehen also zusammenfassend, daß in der Verbrennung übenden Bevölkerungsgruppe stoff-

[1]) E. Blume: Aus der Provinz Posen. Mannus 7, 1915, S. 160. Abb. 20.

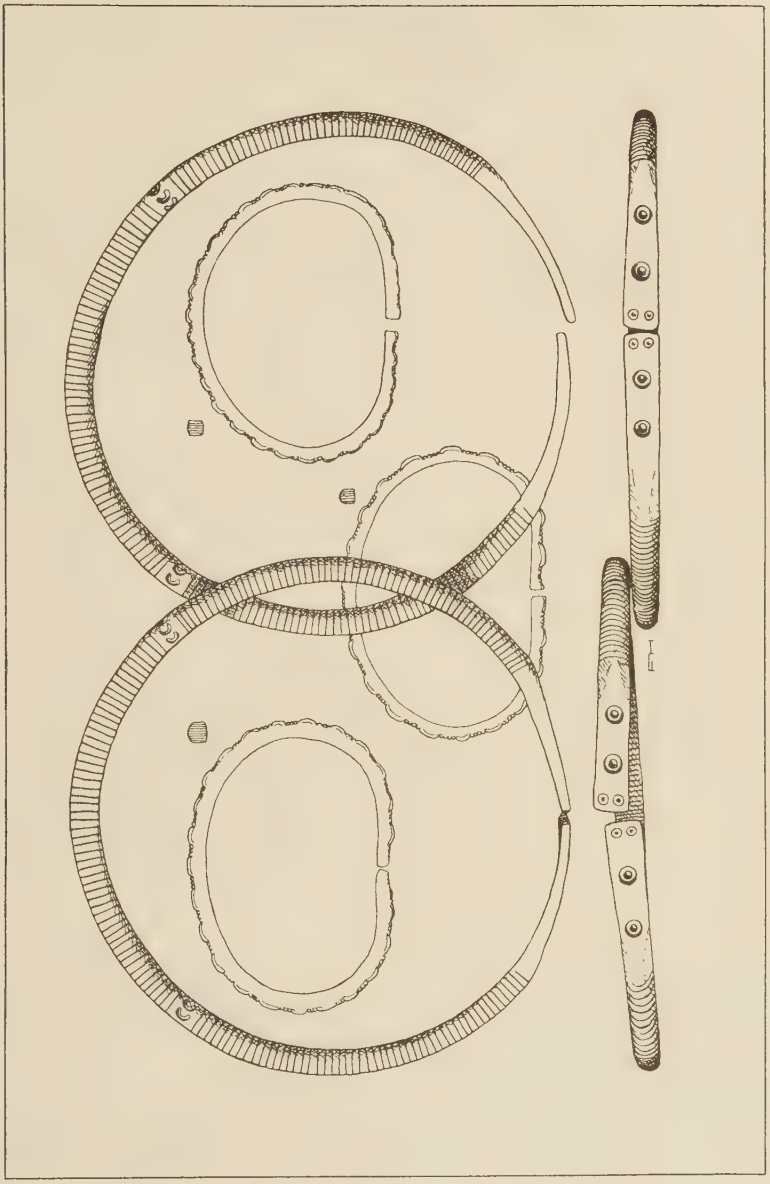

Abb. 34. Der Ringschmuck des Brandgrabes XXVI. (½)

liches Kulturgut der Körperbestattenden nicht nur ganz vereinzelt und auf eine bestimmte Form beschränkt vorkommt, sondern daß ihr, soweit noch aus den Verbrennungsresten faßbar ist, alle diese kennzeichnenden Ausstattungsgüter metallischer Art ebenfalls eigen sind.

Es mag an dieser Stelle zum Vergleich ein Hinweis auf die wohl auch völkisch einheitlichen Menschengruppen des nordöstlichen Süddeutschland bis zur Donau, das in der voraufgegangenen Epoche der Endbronzezeit völlig fundfrei gewesen ist und nur in der frühen Eisenzeit (H. III—IV) beide Bestattungsformen gleichzeitig angetroffen werden, vorläufig genügen.

Wir wollen hier bei dem letzten der Brandflachgräber des Feldes noch einmal feststellen, daß es uns durch eingehende vergleichende Untersuchung gelungen ist, eine Zahl von Funden, zu der auch das eben besprochene Grab mit seinem Inhalt zu zählen ist, als enger verwandt und zeitlich zueinandergehörig herauszustellen. Die so gefundene geschlossene Fundfamilie erstreckt sich über die Gräber: XVI, XVIII, XXIII, XXV und XXVI.

Ein Ueberblick über deren Hinterlassenschaften gibt uns ein geradezu ideales Bild von der halleschen Kultur und der Variationsbreite gleichzeitiger Formen, hinter denen eine Mischbevölkerung von eigener Prägung steht.

Durch die vielfachen Ueberschneidungen von in dieser Zeit besonders lebhaften Kultur- und Handelsströmungen, die sich auf stofflichem und geistigem Gebiet gleichermaßen ausgewirkt haben, kann natürlich viel weniger das zustandekommen, was man einen reinen Stil nennt, als Ausdrucksmittel einer homogenen, in ihren Formen unverkennbar ausgeglichenen Kultur.

Aber die unerfreulichen Mischerscheinungen haben doch auch das Gute, daß sie uns Beziehungen aufdecken und vor allem auch Kraftmesser sind für strömende oder noch wirksame Kräfte zivilisatorischer oder kultureller Art; soweit sich solche Wirkungen im stofflichen Zeugnis uns überhaupt noch faßbar äußern.

Pflastergräber.

Ein eigenartiger Typ von Brandbestattungen liegt uns in den folgenden drei Gräbern vor, wo Urnen oder deren Reste auf einem Pflaster gefunden wurden. Der Zweck des Pflasters ist nicht ganz unzweideutig ersichtlich. Beim Grab XXVII und XXVIII sind in unmittelbarer Nähe bzw. darunter neolithische Abfallgruben angeschnitten. Die Ungunst des durchmischten dunklen Kulturbodens verschloß die Möglichkeit, an Hand stratigraphischer Verhältnisse Klarheit zu schaffen. Die Abbildung auf Tafel XXII gibt ein annähernd treffendes Bild von der Verzwicktheit der Lagerungen.

Um für die letzten Ueberreste einer Ustrine zu gelten, die durch Anlagen einer Miete vielleicht zerstört und die sich ehemals über den Komplex der Gräber XXVII, XXVIII und XXIX und das zwischen ihnen liegende Gebiet erstreckt haben könnte, ist die Anlage nicht eigen genug, die Oberfläche des Pflasters zu roh. Ob es sich nun um

Trümmer irgendwelcher primitiver neolithischer Steinbauten handelt, die mit den Gruben zusammenhingen, das ist nicht mehr zu klären. Wäre das der Fall, so müßten wir die Steinunterlage unter den Urnen als bei der Grabbereitung zufällig angetroffen erklären. Tatsache ist, daß eben die Urnen oder ihre Trümmer auf dem Pflaster standen. Nun, solche absichtlichen Steinpflaster für Brandbestattungen, bei denen die Lagerung übersichtlicher war, sind aus der voraufgegangenen, um einige Generationen früheren Zeit, aus dem anhaltischen Brandgräberfeld von Kleckewitz, Kreis Dessau, bekannt[1]). Die Pflaster befanden sich teils unter, teils über den Urnen bzw. der Begleitkeramik. Das ist bei den Gräbern IV, VI, IX, XI, XV, XIX und XXI des Kleckewitzer Feldes festgestellt. Die Steinsatzgräber des genannten Gebietes reichen sogar in die Billendorfer Zeit hinein. Weitere Beobachtung von Pflastern sind im Oberlausitzer Gräberfeld von Klix gemacht worden[2]).

Gestützt auf diese Parallelen können wir mit höchster Wahrscheinlichkeit unsere Pflaster den Brandbestattungen als beabsichtigte Unterlagen zuweisen.

Brandgrab XXVII (25). Unmittelbar unter der Pflugsohle legten wir an der Fundstelle 25 ein aus rohen Steinen in zwei nicht deutlich geschiedenen Lagen gepacktes, etwa 25 cm mächtiges Pflaster von 45 × 50 cm Ausdehnung frei. Die Längsachse wies mit großer Annäherung in westöstliche Richtung. Dadurch, daß bei der nächsten Packung und einer mehr rundlichen dritten dieselbe Ausdehnung zu beobachten war, erhält die angenommene enge Beziehung zu den Brandgräbern eine nicht unwesentliche Stütze.

Von der Urne waren nur noch wenige Scherben und außerdem ein Bronzeringfragment zu bergen. Das Gefäß ist also wahrscheinlich abgepflügt worden. Sämtliche geretteten Reste lagen zwischen den Steinen.

Das keramische Gut gehört zu einem Urnendeckgefäß von dem üblichen Typus mit einwärts gewölbtem Rande. Die Scherben zeigen schwarzen Bruch und außen wie innen die gelbrote Schicht der bekannten Keramik. Von der Urne selbst ist ein zur Rekonstruktion geeigneter Rest nicht vorhanden.

Interessant ist es, daß der in situ indifferente Teil des Bronzeringes sich nach der Präparation als Bruchstück eines Steigbügelarmringes bestimmen ließ (Taf. VIII, 3). Die flachen, weiten Buckel sind bei ihm durch je fünf schmale Querwülste getrennt, also ist die Zugehörigkeit zu dem üblich verzierten Typus gesichert.

Wir haben demnach in den kümmerlichen Ueberbleibseln des Grabinventars noch einen weiteren Fall von einem Brandbestatteten mit der Ausstattung der Skelettgräber heute vor uns.

Der Ring hat fast rechteckigen Querschnitt von 0,5 cm Stärke; demzufolge von der massiven Form, die möglicherweise typologisch und chronologisch noch vor der schwächeren, mehr standardisierten liegt. Andererseits aber sprechen die anderen Fundstücke dafür, daß die beiden Formen gleichzeitig sind. Innerhalb des

[1]) K. König: Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz in Anhalt. Mannus 18, 1926. S. 261 ff.

[2]) Herbach: a. a. O. S. 85.

perlstabverzierten Typus können wir schwerlich chronologische Unterschiede machen.

Das Grab ordnet sich also trotz der Sonderbehandlung seines Unterbaus den übrigen des Gräberfeldes ohne Zwang sowohl in typologischer als auch chronologischer Hinsicht ein.

Brandgrab XXVIII (26) (Abb. 35). Beim senkrechten Weitergraben, um im Anschnitt etwa merkbare stratigraphische Bodenveränderungen leichter als beim planen Abtragen fassen zu können, stießen wir an der Fundstelle 26 auf ein zweites, im Gesamtgefüge besser erhaltenes Pflaster über einer in ihrer Begrenzung einwandfrei zu erfassenden halbkugelförmigen Grube. Wie auf der Aufnahme ersichtlich ist (Taf. XXII), hatte ich in situ die Grenzen mit weißen Porzellanscherben markiert. Die Sohle erreichte ihre größte Tiefe 80 cm unter der Oberfläche. Die obere Steinpflasterebene liegt

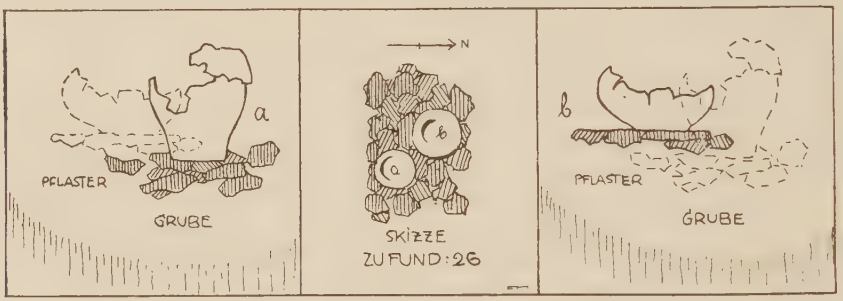

Abb. 35. **Das Pflastergrab XXVIII mit Grubenprofil.**

50 cm tief, also wenig tiefer als die voraufgegangene. Die Ausdehnung des Pflasters ist etwas größer als die des vorigen Grabes, hat sonst aber dieselbe Struktur und Achsenrichtung.

Auf dem steinernen Estrich standen hintereinander von Südost nach Nordwest zwei Urnen, wovon die erste schon mürbe war, daß sie für die Zeit der photographischen Aufnahme noch eben zusammenhielt. Die zweite, kleinere, von gedrückter Gestalt, war dermaßen morsch, daß sie nur noch skizziert werden konnte und unter dem Spatel zerfiel. Bei beiden trafen wir ein Tonmaterial an, das im Zerblättern dieselbe Struktur wie die innen gelbe und außen schwarze Keramik aufwies.

Da beide Urnen auf demselben Pflastersatz standen, haben wir anscheinend eine Doppelbestattung vor uns.

Die größere, rötlichgelbe Urne hat eine eigenartig krugförmige Gestalt, wie sie uns in der Früh-La-Tène-Zeit in unserem Gebiet entgegentritt. Das Material ist ein mit grobem Porphyrgrus vermischter Ton von schwarzgrauer Farbe mit einem rötlichen Ueberzug auf der Außenseite, der vielleicht durch Brennen seine Farbe erhalten hat. Die starke Wandung ist verhältnismäßig roh aufgebaut, sichtlich aus Ringwülsten, die nicht besonders sauber zu einer glatten Fläche verstrichen sind. Außerdem ist die Oberfläche überschlämmt. Das Gefäß ist etwa 30 cm hoch und in 21,5 cm Höhe 26 cm breit. Die Oeffnungsweite beträgt 20 cm, der Durchmesser der Standfläche 14 cm.

Es enthielt geringe Reste stark verwitterten kleinsplittrigen Leichenbrandes, an dem sich weitere Untersuchungen nicht anstellen ließen. Von irgendwelchen Beigaben war nichts vorhanden.

Auf der Urne befanden sich in situ größere Bruchstücke einer Deckschüssel, die sich den übrigen des Gräberfeldes anpaßt. Sie ist hart gebrannt und dünnwandig. Auf ihrer Innenseite ist deutlich zu sehen, wie die typische Einwärtsbiegung gemacht worden ist. Die Wand ist ursprünglich schräggrade aufgebaut, dann wurde der äußere Rand zwischen die Fingerspitzen des Daumens und Zeigefingers genommen und einwärts gewölbt. Es lassen sich etwa 1,5 cm unter seiner Oberkante klar die nebeneinander liegenden Eindrücke des (großen) Daumennagels erkennen. Soweit sie in situ noch zu nehmen waren, ergaben sich folgende Abmessungen: Bodenfläche 7 cm breit; Höhe etwa 9 cm, Oeffnungsdurchmesser 21,5 cm.

Die zweite Urne hatte eine gedrückte, breitbauchige Gestalt. Neben dem klobigen Bodenteil konnte nichts außer der Skizze von ihr geborgen werden. In der Form gleicht sie den anderen des Gräberfeldes mit relativ kleiner Standfläche. Außer dem zerbröckelten, krümeligen, zerwitterten Leichenbrand enthielt sie nichts. Von einem Deckgefäß zeigte sich nicht die Spur.

Brandgrab XXIX (28). An dieser Fundstelle stießen wir auf besonders komplizierte Verhältnisse. Ueber einer augenscheinlich neolithischen Abfallgrube mit typischem Inventar befand sich eine rundliche, lockere Steinpackung von etwa 1,2 m Durchmesser. Hier ist während der eisenzeitlichen Besiedlung unseres Gebietes der Abfallplatz einer Siedlung der Uebergangszeit von Periode V zu VI hergeraten, wie das Tonstützenbruchstück neben sonst indifferenten, aber sicher früheisenzeitlichen Scherben zeigt. Noch später ist dann eine Brandbestattung auf dieses Pseudopflaster gestellt worden, wie Scherben, die jüngeren Charakters sind, wahrscheinlich machen. Im übrigen führen wir die Fundstelle nur wegen des systematischen Ueberblickes hier an und müssen die Zugehörigkeit zur Grabbelegungszeit unseres Feldes als nicht einwandfrei gesichert dahingestellt sein lassen.

Damit haben wir die Besprechung und Untersuchung der Funde des Trothaer Gräberfeldes abgeschlossen und lassen die übrigen neolithischen und bronzezeitlichen Fundgüter unberücksichtigt.

2. Die Brandgräber von Halle-Kröllwitz.

Auf den kahlen, eingangs näher beschriebenen Porphyrhöhen am westlichen Saaleufer befanden sich die Reste eines ehemals sicher größeren Urnenfeldes in der verhältnismäßig dünnen Dunkelerdeschicht über der Verwitterungsrinde des Felsgesteines.

Eine ganze Reihe von den sehr brüchigen Brandgefäßen muß leider schon zerstört gewesen sein, ehe die systematische Untersuchung eingreifen konnte. Die örtliche Leitung der Ausgrabung wurde zum größten Teil von Herrn Dr. Niklasson und zum kleineren

Teil am Beginne von mir besorgt. Im folgenden seien die noch verhältnismäßig heil gefundenen Gräber und ihr manchmal nur als Scherbengut geborgener Inhalt beschrieben.

Die Urnen standen sämtlich frei in der durch die Natur des Geländes begrenzten Tiefe o h n e Steinsatz- oder -packung im Boden, wie das ja in dem jüngeren Abschnitt der frühen Eisenzeit bei uns von vornherein zu erwarten war.

F u n d s t e l l e I. Hier kamen die Ueberbleibsel eines zum größten Teil bereits zerstörten Gefäßes zum Vorschein, dessen Scherben sehr bröckelig waren, die aber genügten, sie als früheisenzeitlich zu bezeichnen.

F u n d s t e l l e II (Abb. 36, 37, Taf. XXV, 1) ergab eine leidlich erhaltene Urne mit Deckgefäß. Die Randpartie des Gefäßes sowohl wie die des Deckels waren zerbrochen. Im Leichenbrand fanden sich verschiedene Eisenbeigaben.

Abb. 36. **Gefäße der Fundstelle II.**

In unmittelbarer Umgebung des Urnengrabes lagen verstreut spärliche Reste anderer Gefäße herum, die der Zeit des Trothaer Gräberfeldes angehören.

Die vorstehende U r n e erhebt sich auf einem 10,5 cm breiten Boden. Ueber diesem, etwas eingezogen, steigt der Körper zu einer größten Weite von 25 cm auf. Der Hals ist in der für Hallstattgefäße charakteristischen scharfen Kante angesetzt. Vom Rand ist leider kein Scherben vorhanden. Wir müssen ihn uns etwas höher als den noch vorhandenen Halsrest denken. Es wird nach dem Gefäßcharakter ganz geringfügig auswärts gebogen gewesen sein. Seine Oeffnung wird angenähert eine Weite von 15 cm gehabt haben. Die Höhe des vorhandenen Urnenteils mißt 20,5 cm. Mit einer Wandstärke von durchschnittlich 1 cm ist die Urne unverhältnismäßig dickwandig. Die äußere Färbung über dem braunschwarzen Bruch ist dunkel rotbraungrau, unter dem Halsansatz läuft eine von parallelen tiefen schmalen Rillen eingefaßte Grübchenreihe, die aus tiefen kreisrunden Einstichen besteht. Von hier aus läuft über die glatte Bauchwandung bis über den Umbruch hinabreichend mit je acht Spitzen oben und unten ein Winkelband, das von sechs parallelen schmalen Rillen gebildet wird.

Ein Unikum in unserem Bereich ist die leider nur in Bruchstück erhaltene Deckschale, die wiederum interessante Beziehungen verrät.

Ihr Boden ist noch vollständig erhalten. Bemerkenswert ist der in seiner Art äußerst sorgsam modellierte Tutulus mitten im Boden der Schale. Er erhebt sich nach innen über der Standfläche zu einer Höhe von 3,8 cm. Zunächst ist ein omphaloider Hohlkehlenring mit einem Durchmesser von 8 cm und einer Breite von 1,8 cm in den Boden eingedrückt; dann die Kegelgrube des eigentlichen Tutulus mit einer Oeffnungsweite von 5 cm, so daß auf der äußeren Seite der Eindruck einer Facettierung entsteht. Auf der Innenseite des Gefäßes ist der Kegel des Tutulus mit einem wenige Millimeter breiten Holz- oder Beinspachtel sorgfältig modelliert und geglättet. Die Spitze des Kegels ist durch einen gedrehten Fingerspitzentupfen zu einem kreisrunden omphaloiden Grübchen gestaltet. Alle Flächen der Schale tragen, soweit sie vorhanden sind, Schliffglättung, wie ja diese ganze Arbeit von hoher Fertigkeit zeugt. Die größte Breite des noch vorliegenden Schalenfragmentes beträgt 14,5 cm.

Diese hier sonst unbekannte Spielart von Schalen kommt im lausitzischen Kreise und dessen Zerfallsgruppen vor, so vor allem in Aurither, schlesischen und böhmischen Funden, im letzteren Kreise hauptsächlich in der Platenitzer Kultur.

Uns soll das Vorkommen im Bereich der halleschen Kultur erinnern, wie vielseitig und vor allem weitreichend ihre Beziehungen waren, die bei ihr als

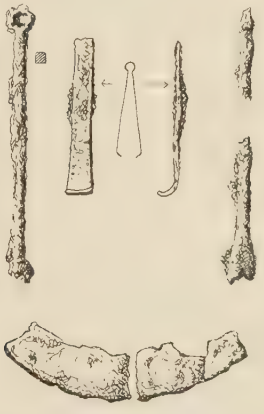

Abb. 37. **Toilettegeräte aus der Urne der Fundstelle II.**

der Hüterin und Verwerterin eines damals so wertvollen Handelsgutes, des Salzes, verständlich sind.

Die Eisenreste (Abb. 37) aus der vorstehenden Urne gehören einem „Necessaire" an, wie es aus Bronze in dem mittleren und jüngeren Hallstattkreise als gebräuchliches häufiges Beigabegut bekannt geworden ist.

Ein eiserner Griffstiel trägt an seinem einen Ende eine Ringöse, am andern ein kleines Löffelchen. Das Ganze, stark verrostet, ist 7,5 cm lang. Das zweite, Gerät hat an Stelle des Löffelchens die bekannte schwalbenschwanzartige, flächige Verbreiterung. Der Oesenring ist abgebrochen. Drittens wäre noch die fragmentierte Pinzette zu erwähnen, deren eine Zangenhälfte noch vollständig erhalten ist. Alle drei zu einem Besteck gehörigen Teile sind aus Eisen hergestellt. Sicher sind sie durch einen Ring oder scharnierartig durch einen Nietstift vereinigt gewesen.

Außerdem war noch der Rest eines eisernen Rasiermessers zu finden, dessen Spitze und Griffende fehlten. Es gehört der typischen, in unserem Früheisenzeitinventar häufig wiederkehrenden Halbmondform an. Die Länge des Restes beträgt 6,5 cm.

Die Scherben der Nachbarschaft der Urne gehören zur innen gelben, außen schwarzen Keramik, wie wir sie vom Trothaer Gräberfeld kennen. Teils stammen sie von den Gefäßen mit herausgedrückten Rippen, wie sie Trotha Grab XXIII aufwies, teils von Typen von Früh-La-Tène-Charakter, die mit der typischen Strichbündelrauhung verziert sind. Einem solchen, vollständig erhaltenen Gefäß werden wir im Kröllwitzer Feld noch begegnen. Bemerkenswert ist u. a. noch der Randscherben einer Deckschüssel mit dem typisch eingebogenen Rande.

Fundstelle III. (Abb. 38.) An dieser benachbarten Fundstelle wurden die Bruchstücke einer interessanten Urne nebst den kleinen Randfragmenten der Deckschüssel geborgen. Aus dem erhaltenen Boden, den größeren Teilen der Wandung und einer Scherbe des Randes war zeichnerisch das Gefäß einwandfrei zu rekonstruieren.

Der Urnenkörper erhebt sich auf einer 9 cm breiten Standfläche, über dem Fuße stark eingezogen, zu einem größten Durchmesser von 25 cm. Der scharf abgesetzte Hals steigt flach konkav zur Gesamthöhe des Gefäßes von 20,5 cm.

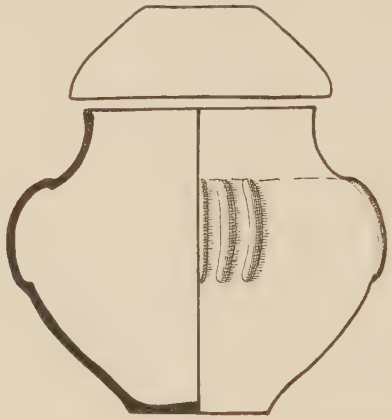

Abb. 38. **Das Gefäß der Fundstelle III.**

Die Mündungsweite beträgt 15 cm. Das im Bruch dichte schwarze Tonmaterial ist mit feinem Sand vermischt und auf der Außenseite mit einer braungrauen, glänzend glatten Schicht überschlämmt. Vom Halsknick her laufen über den Umbruch etwa 1 cm breite flache Grubenfurchen herab, die durch ebenso breite plastische Zwischenrippen getrennt sind. Die Modellierung ist auf der Innenseite der Wandung in deutlichem Relief sichtbar. Leider sind nicht alle Wandteile vorhanden. Soweit aber aus den Fragmenten zu ersehen ist, hat sich an vier rechtwinklig gegenständigen Stellen je eine Gruppe von drei parallelen Rippen befunden, die nicht immer ganz senkrecht nach unten liefen. Es liegen zwei größere Wandstücke vor, von denen eines vier Furchen und drei Rippen, das andere eine Rippe und die anschließend unverzierte Fläche zeigt.

Damit wäre unsere Urne an die Gruppe enger anzuschließen, die wir aus dem auf dem anderen Saaleufer liegenden Trothaer Urnenfeld aus den Gräbern XXIII und XXV kennen. Bei dem letzteren fanden wir die drei Rippen aufgelegt, während sie bei dem anderen herausgedrückt wie beim vorstehenden erscheinen.

Die Reliefkeramik ist sicher aus dem Hallstattkreise beeinflußt und deckt Beziehungen zum böhmischen Formenkreise auf. In unserem engeren Fundgebiet ist sie völlig neu, eben nur im Bereich der halleschen Kultur zu finden. Man kann nur bedauern, daß das allermeiste an stofflichen Hinterlassenschaften dieser einzigartigen Mischkultur

durch überlegungsloses Verhalten von Findern in früherer und auch noch jetziger Zeit unwiederbringlich zerstört worden ist.

Vom Deckgefäß ist vom Rand noch soviel erhalten, daß man es der gebräuchlichen Form der Periode VI zuweisen kann.

Fundstellen IV—VI. Diese Stellen lieferten größere und kleinere Scherben mehrerer Gefäße, die sich zeitlich den übrigen zuordnen lassen. Es fanden sich auch einige Scherben jüngeren Charakters, die den Uebergang in die La-Tène-Formen durch die schon erwähnte Strichlagenrauhung des Gefäßkörpers andeuten. Irgendwelche Beigaben waren an den Fundstellen nicht vorhanden.

Abb. 39. **Die Gefäße der Fundstelle VII.** (2/5)

Fundstelle VII. (Abb. 39, Taf. XXV, 2.) Neue, so recht den Charakter des halleschen Mischkreises kennzeichnende Formen von Urne und Deckschale ergab das Brandgrab an der Fundstelle VII. Der Henkeltopf und der Deckel waren gut erhalten; auch der darin reichlich vorhandene Leichenbrand. Leider enthielt dieses interessante Gefäß keinerlei chronologisch verwertbare Beigaben.

Die Urne trägt noch deutlich die Züge billendorfischer Beeinflussung. Der Bandhenkel steigt noch ein klein wenig über den Rand und ist längs seiner Mitte

noch eben spürbar eingedellt. Der Boden der Urne ist 9,5 cm breit. Die größte Weite des Gefäßes beträgt 18,7 cm; der Durchmesser der Mündung 15 cm. Das gleiche Maß hat die Höhe. In breitem Hohlkehlenrand setzt der Hals mit prägnantem Trennungsknick gegen den Bauchteil an. Dieser ist über und über durch verschieden gegeneinandergerichtete Parallelrillenbündel verziert. Wie schon öfters gesagt, finden wir diese technologisch an eine Umflechtung erinnernde Rauhung bei uns in dem späten Abschnitt der frühen Eisenzeit im Uebergang zur Früh-La-Tène-Zeit. Mir will scheinen, daß auf der Urne noch deutlich die ehemals bei diesem Typ (Billendorfer Henkeltopf) geläufigen Dreiecksfelder rudimentär in versteckter oder übertriebener Ausführung wahrzunehmen sind. Zeitlich haben wir diesen Fund wohl schon in die La-Tène-Stufe A zu setzen.

Ebenso seltsam wie die Urne ist ihr Deckel verziert. Die Schale ist der Form nach nicht ungewöhnlich. Ihre Standfläche hat einen Durchmesser von 7 cm, die Oeffnungsweite beträgt 17 cm und ihre mittlere Höhe 7,5 cm.

Der einwärts gebogene Rand ist unverziert und glatt. Auf dem Umbruch läuft eine Reihe von Eindrücken, die je durch gleichzeitige Einkniffe des Daumen- und Zeigefingernagels gemacht sind. Durch ihre schräg gegeneinanderlaufende Neigung sehen sie wie Aehrenzeilen aus. Von vier gleichweiten Stellen führen je zwei Parallelreihen dieses Ornaments bis zu dem Boden der Schale hin, so daß sich in der Aufsicht ein Rad- oder Kreuzbild ergibt. Die Verzierung ist bei uns selten. Wir erinnern uns, daß uns im Trothaer Gräberfeld ein Scherben auffiel, der grundsätzlich ähnlich verziert war.

Fundstellen VIII—X. Sie bargen meist Scherbengut indifferenten Charakters und sind lediglich als Zerstörungsplätze von ehemaligen Brandgräbern der Erwähnung wert.

Fundstelle XI barg eine eigentümliche Urne mit reichlichem Leichenbrand und ein recht gut erhaltenes Deckgefäß (Taf. XXV, 3).

Die Urne hat, soweit erhalten, doppelkonische Gestalt und einen sehr schwachen Uebergang zu einem ehemals sicher wenig profilierten Hals hin. Solche Formen sind in unserem Gebiet von der Hausurnen- bis in die La-Tène-Zeit hinein geläufig. Der Doppelkonus mit einem Durchmesser von 22 cm erhebt sich über einer Standfläche von 10 cm Breite. Die Höhe des vorhandenen Restes beträgt 18,5 cm. In 17 cm Höhe läuft um das anscheinend henkellose Gefäß eine sonderbare Verzierung herum, die aus nebeneinanderliegenden, auf der Spitze stehenden Grübchenrhomben besteht, die aus je vier runden flachen Dellen gebildet werden. Bruch und Außenfläche sind braungrau. Im Leichenbrand der Urne fand sich ein etwa 5 qcm großes planes Bronzeplättchen ohne erkennbare Herkunft.

Besondere Beachtung verdient die Form des Deckels, der nach Gestalt und Vorkommen in die beginnende La-Tène-Zeit (La-Tène A) zu setzen ist.

Auf einer verhältnismäßig kleinen Standfläche von 9 cm Durchmesser erhebt sich der über dem Boden eingezogene Bauchteil wie bei den gebräuchlichen Deckschüsseln mit eingebogenem Rande. Nur der äußerste Rand ist nach der Einwärtsbiegung wieder ausgekragt, so daß die Randöffnung einen Durchmesser erhält, der dem des Umbruchs gleicht. Das wären im vorstehenden Falle 20 cm. Auf dem Umbruch sitzt eine größere Griffknubbe. Die Schüssel ist 11,5 cm hoch und rotockergrau.

Nahestehende Deckgefäßformen erscheinen in den Gräberfeldern des vorwiegend germanischen Kreises im Norden. So z. B. in Schmetzdorf, Kreis Jerichow, und in Golpa, Kreis Bitterfeld. Doch handelt es sich auch hier nicht um Gräberfelder, die eindeutig einen reinen Stil als Ausdruck einheitlicher Bevölkerung in ihren Hinterlassenschaften aufweisen.

Unser Fund wäre zeitlich in die ausklingende Hallstatt- bzw. beginnende La-Tène-Zeit, also etwa in das 5. vorchristliche Jahrhundert zu stellen.

Fundstelle XII (Taf. XXVI, 2) ergab eine nur in Trümmern geborgene Urne, die nach der Zusammensetzung und Rekonstruktion einen großen Henkeltopf ergab; in seiner Form unverkennbar von abklingenden billendorfischen Stil; gewissermaßen eine stark vergrößerte Billendorfer Tasse, mit breitem Bandhenkel, der flach eingedellt ist und wenig über den Rand geht. Von Leichenbrand oder irgendwelchen Beigaben war nichts anzutreffen. Die Urne ist durchgängig braungrau.

Ueber der Fußfläche mit einem Durchmesser von 10 cm erhebt sich gerade aufsteigend der Gefäßkörper zu einer größten Breite von 27 cm. Der Hals setzt in einer noch angedeuteten scharfen Kante an und steigt konkav zum etwas ausgekrempten Rande auf, dessen Oeffnung 20 cm weit ist.

Seinem Gesamtcharakter nach scheint das Gefäß etwas älter als die andern mit den frühlatènezeitlichen Deckgefäßen zu sein und sich zeitlich der Reliefkeramik desselben Gräberfeldes zu nähern.

Fundstelle XIII ergab ganz spärliche Reste eines Gefäßes, das nach dem Vorhandenen zu schließen, in Aufbau und Material dem von Fundstelle XII entsprochen hat, nur daß es etwas kleiner gewesen ist. Es wäre also ebenfalls etwas älter als die benachbarten Fundstellen XI und XIV, die bereits latènezeitlich sind.

Fundstelle XIV brachte eine verhältnismäßig gut erhaltene Urne mit zugehörigem Deckel (Taf. XXVI, 1). Vom Leichenbrand kann schon ursprünglich bei der Bestattung nicht mehr viel vorhanden gewesen sein, da das sonst heile Gefäß nur noch wenige größere Splitter unter der Füllerde enthielt. Metallische Beigaben waren nicht vorhanden. Der Deckel war in situ zum Teil beschädigt und zerdrückt.

Das Aschengefäß hat die typische tonnenförmige Gestalt der Früh-La-Tène-Keramik, wie sie in den vorwiegend germanisch bestimmten Gräberfeldern, hauptsächlich in den bekannten Urnenfeldern im Norden der Provinz, der Altmark, zutage gekommen ist. Auf einer breiten Standfläche von 12 cm Durchmesser steigt der gerundete Tonnen-Doppelkonus zu einer größten Breite von 22 cm auf (etwa in der Mitte des Gefäßes). Unter dem Rande mit einer Oeffnungsweite von 17 cm ist der Urnenkörper ein wenig eingezogen und damit der kurze Halsteil angedeutet, der in dieser manchmal stärker profilierten Form Charakteristikum der Früh-La-Tène-Keramik unseres weiteren Gebietes ist. Der konkave Einzugsteil ist glatt, während von seiner Unterkante bis zur Bodenfläche hin die Gefäßwand durch enge Kammstrichlagen künstlich gerauht ist. Wir haben bereits öfter festgestellt, daß diese Zierweise im weiteren Gebiet provinzialsächsischer Tonware die Uebergangszeit zur eigentlichen La-Tène kennzeichnet. Wir gehen wohl nicht fehl, sie für germanisch zu halten.

Eine ebenfalls dem germanischen Kreise entstammende Form hat der Deckel, der denen von Fundstelle XI ähnelt und mit hallstättischer Dekoration dem Deckgefäß des Doppelhenkelgefäßes aus dem Klosterschulgrund (Halle-Nord) zugrunde liegt (Taf. XXXI). Seine Randöffnung hat 17 cm Weite wie die Urnenmündung. Dieselbe Ausdehnung hat der Umbruch unter dem konkaven hohlkehlenartigen Halsteil. Der Durchmesser der Standfläche beträgt 7,5 cm, die Höhe der Schüssel 10 cm. In Material und Farbe stimmt der Decknapf mit der Urne überein. Der Fund ist der beginnenden La-Tène-Zeit zuzuweisen.

In der Nachbarschaft der Fundstelle XV fanden sich noch Reste anderer Gefäße, die nicht zu ergänzen waren. Darunter ist ein Fragment einer Deckschale mit eingebogenem Rande, ferner der Rest eines Früh-La-Tène-Gefäßes bemerkenswert, dessen Wandung ebenfalls die typischen Kammstrichlagen zieren. Der Hals dieser Urne, von dem eben noch ein kleines Stückchen an der großen Scherbe zu erkennen ist, war glatt. Von seiner Ansatzkante läuft ein Rundhenkel zum Umbruch hinab. Diese Henkelform ist in der früheren Zeit der Belegung der früheisenzeitlichen Gräberfelder in Halle-Nord unbekannt.

Mit den aufgeführten sieben Fundstellen ist der Ueberrest des ehemaligen Urnenfeldes auf dem Westufer der Saale in Kröllwitz erschöpft. Wir sahen, daß die Zeiten der Belegung etwa mit denen des großen Trothaer Gräberfeldes übereinstimmen. Es ist bemerkenswert, daß die eigentümliche Reliefkeramik mit den herausgedrückten Wülsten auch auf dieser Seite vorhanden ist. Die Skelettgräber mit Wendel- und Steigbügelringen fehlten in diesem Bestattungsfelde aber gänzlich.

3. Der Siedlungsfund von Halle — Bad Wittekind.

Im Jahre 1923 wurden alte Gebäude des Bades Wittekind im Norden der Stadt Halle, das Kessel- und Badehaus, niedergerissen, um Neubauten Platz zu schaffen.

Bei den Ausschachtungsarbeiten wurde eine noch unberührte Siedlungsstätte aus der frühen Eisenzeit entdeckt, die uns wichtige Ergänzungen zu dem Urnen- und Skelettgräberfelde, vor allem in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu geben vermag. Die Fundstelle lag südlich vor dem Tor der Rotunde des Neubaues nach der Wittekindstraße zu.

Unmittelbar vor der Tür zum Kesselhaus lagen in 1,5 m Tiefe unter der heutigen Oberfläche ein Reibstein und Reiber. Die Tiefe unter der damaligen Oberfläche betrug 30 cm. Ueber dieser hangen 1 m Phorphyrschotterschichten (Auffüllung) und 30 cm Dunkelerde.

Nach Süden zu in 1,9 m Entfernung von der Türmitte wurden in einer (damals) 50 cm tiefen kreisrunden Grube, deren Durchmesser durchgängig bis zur Sohle 1,2 m betrug, außer Scherbenresten etwa 14 Gefäße gefunden. Die Sohlentiefe unter der heutigen Oberfläche liegt bei 2 m.

An der dritten Fundstelle schließlich, die in 3,9 m Entfernung südlich in derselben Flucht angetroffen wurde, lag in 1,5 m Tiefe unter heutiger Oberfläche noch ein einzelner Reibstein.

Innerhalb der 20 cm mächtigen Schicht alluvialen humösen Bodens über diluvialem Liegenden befanden sich, verstreut in der alten früheisenzeitlichen Oberflächenschicht liegend, einige Scherben von Gefäßen derselben Zeit und auch die Steinmühlenreste.

Die erwähnte Grube mit den Gefäßen schnitt in den diluvialen Sand ein. Auf ihrer Sohle standen eng beieinander 14 Gefäße, wovon sich 13 vollständig zusammensetzen ließen. Zwei von den Töpfen standen umgestülpt auf dem Boden. Zwischen ihnen befanden sich Aschenteile, Tierknochenreste und eine große Porphyrplatte, die sichtlich dem Feuer ausgesetzt gewesen ist, wohl als Heiz- bzw. Bratplatte gedient hat. Wir sehen, die Grube enthielt mit der großen Anzahl von Töpfen, Näpfen und Vorratsgefäßen einen ganzen keramischen Hausrat damaliger Zeit. Sie selbst muß Bestandteil eines Hauses gewesen sein.

Bemerkenswert ist, daß etliche Getreidekörner in angebranntem Zustande in einige Gefäße geraten waren. Es handelt sich um eine Weizenart. Die Körner sind aber m. E. nicht als ursprünglicher Gefäßinhalt zu deuten, sondern entstammen einer Aschen- und Brandstelle, die an der nördlichen Grubenseite 20 cm über der Sohle lag. Sie enthielt reichlich angeröstete und verkohlte Getreidekörner. Nahe und innerhalb dieses Brandnestes befanden sich mehrere Tierknochen, Stücke größerer Röhrenknochen, ein aufgeschlagener Gelenkknochen, eine angesägte Rippe, ein ebenso behandeltes Geweihstückchen und ein Wirbelknochenfragment; ferner als Steine, die beim Erhitzen benutzt wurden, zwei gebrannte Porphyrstücke und ein flacher, nierenförmiger Geschiebestein mit anhaftendem Aschenansatz und Feuerspuren.

Zwischen den Gefäßen (auf der Nordseite) lagen Asche, Holzkohle, gebrannter Lehm (wohl Hüttenbewurf), Getreidekörner und geglühte Knochensplitter.

Die steinerne Heiz- oder Bratplatte lag zwischen der weiten Schale und der kleinen Billendorfer Tasse.

Die Handmühlenfunde müssen wir in den geschlossenen Grubenfund einbeziehen, mit aller Wahrscheinlichkeit sogar noch in den zugehörigen Hausraum. Pfostenlöcher als Begrenzungen einer Wand waren wegen der schon erheblich fortgeschrittenen Ausschachtung vor der Fundmeldung leider nicht mehr zu erwarten.

Da das nördliche Segment der Grube vor der wissenschaftlichen Untersuchung schon abgetragen war, und sich keine Möglichkeit gab, die weitere Ausdehnung des gerade noch vorhandenen kleinen Brandnestes nach Norden hin zu erfahren, sind wir hierbei auf Vermutungen angewiesen.

Es ist wahrscheinlich, daß nördlich vor der Grube erst der eigentliche Herd, der Hauptfeuerplatz des Hauses, mit seinem Pflaster begonnen hat. Denn in dem nördlichen Segment der Grube fanden sich außer den beschriebenen Brandresten nur größere Geschirr-Fragmente (nicht aber, wie im übrigen Teil der Grube, zwar zerweichte und verdrückte, aber doch zusammenhänge Gefäße) vor.

Von Norden her muß also sekundär etwas Fremdes in die Grube hineingeraten sein. Das sind eben die vom Herde stammenden Brand-, Aschen- und Knochenreste. Es mag sein, daß dieser Einrutsch

bei der natürlichen oder gewaltsamen Zerstörung des Hauses geschehen ist.

Wir hätten demnach in der Grube eine kellerartige Vorratsanlage zu sehen, gewissermaßen die „Speisekammer", den „Küchenschrank" des Hauses, eine Vorrichtung, die Vorräte und keramisches Gut barg, das nicht wie Eßgeschirr zum dauernden Gebrauch bewegt wurde. Für eine Vorratsanlage spricht das große weitbauchige Gefäß.

Auf dem Estrich des Hauses befanden sich dann außer den beschriebenen Anlagen und den nicht mehr nachzuweisenden vergänglichen Gerätschaften eine vollständig erhaltene Reibmühle und der vereinzelte Reibstein. Da nur Gegenstände zu bergen waren, die wegen ihrer Schwere und ihres Inhaltes nicht leicht zu transportieren waren und auch alle Werkzeuge, leichtere Geschirre und Webegeräte usw. fehlten, müssen wir wohl annehmen, daß nur irgendein Naturereignis (außer Brand) das Verlassen des Hauses, der Hütte, veranlaßt haben kann; etwas, das noch Zeit ließ, alles andere außer den schweren, vollen Vorratsgefäßen und den Steinmühlen beiseite zu bringen.

Der Fund erhält vor allem dadurch Wichtigkeit, weil er sich an der Stelle der heutigen Soolquellen befindet; die damaligen werden nicht weit entfernt gelegen haben.

Wir wenden uns nun den einzelnen Gegenständen in näherer Untersuchung zu.

2. Die Geräte (Taf. XXX).

Eine große erhaltene Handmühle, die aus der liegenden Reibplatte und dem Mahlstein bestand. Die große Platte ist ein sehr harter Quarzitsandstein. Sie wiegt allein 32 kg. Ihre mittlere Mächtigkeit beträgt 13 cm, ihre Flächenausdehnung etwa 56 × 28 cm im Mittel. Die Reibfläche ist vollkommen glattgeschliffen und zeigt das entsprechende konkave Profil.

Der zugehörige Reibstein besteht aus rotem nordischen Granit, der als Geschiebebrocken im Diluvialschotter aufgelesen sein muß. Seine Reibfläche ist ebenfalls glattgerieben, und zwar in dem ergänzenden konvexen Profil. Die Oberfläche, wo die Hände angriffen, ist absichtlich aller Schärfen und Kanten benommen und durch Abschläge gerundet. Ihre Ausmaße sind 32 × 20 cm bei einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 12,5 cm. Der Stein ist 14,5 kg schwer, so daß für die vollständige Mühle ein Gesamtgewicht von 93 Pfd. herauskommt. Der reibende Stein ist weicher als der dichte Knollensandstein, und das ist praktisch, denn einer der Steine muß rauher, haltender sein, um an den glatten harten Körnern angreifen zu können.

Beide Teile der Handmühle wurden, gewissermaßen wie zum Gebrauche bereit, aufeinanderliegend gefunden.

Von der zweiten Mühle ist nur der untere Teil, die Reibplatte, erhalten; ein grob kristallines, braunrotes nordisches Gestein. Ihre Abmessungen betragen im Mittel 42 × 16 cm, die durchschnittliche Mächtigkeit 11 cm; sie wiegt 25,5 Pfd. An ihr sind sowohl Aschenansätze als auch Brandspuren festzustellen.

Es wäre noch der flächige Quarzitstein zu erwähnen, der vielleicht eine Brat- oder Röstplatte darstellt, der aber auch ebensogut ein Stein der dem Feuer nächstgelegenen Herdbegrenzung gewesen sein kann.

3. Die Keramik.

Aus den zum Teil erweichten und verdrückten Trümmern und dem fast vollständig erhaltenen Geschirr der Grube ließen sich ohne Schwierigkeit 13 Gefäße fehlerfrei gewinnen. Sie lassen uns einen Einblick in einen damaligen „Geschirrschrank" tun (Taf. XXVII, 2).

Wie uns ein Blick auf die Tafel lehrt, können wir unter den 13 Gefäßen 4 Zweckgruppen enger zusammenfassen. Zunächst sind für Vorräte 6 größere und kleinere Töpfe vorhanden, außerdem 5 Tassen und Näpfe, ferner eine Schüssel und schließlich eine Amphore. Nur die letztere und die Tassen sind uns in gleicher Form in der Grabkeramik bekannt geworden.

Da ein Teil der Gefäße nur flüssigen Vorrat wie Honig, Milch, Wasser, Gärgetränk enthalten hatte, andere wie über irgendetwas gestülpt erschienen und einige sicher völlig leer waren, kann man sich sehr gut denken, daß ein geringer Teil der Gefäße eben nur Geschirrreserve gewesen ist, das nicht im Gebrauche war.

Gefäß I (H. K: 23: 247) (Taf. XXVII, 1). In dem größten, weitbauchigen Gefäß haben wir ein typisches Gebrauchsgeschirr vor uns, das wohl wegen seines großen Rauminhaltes Vorrätsbehälter gewesen ist. Dieser reine Zwecktypus ist durch lange Zeit wenig wandelbar; ist Allerweltsgut.

Das Material ist ein porphyrgrusvermischter Ton; außen rötlichgelb gefärbt. Aus der Standfläche mit nur 13 cm Breite erhebt sich der zunächst schlanke, dann geräumige Bauchteil zu einem Durchmesser von 44 cm. Die Außenwand ist bis zum Halsansatz gerauht. Dieser schließt schräg aufsteigend horizontal ab. Die Oeffnung ist 26,5 cm weit. Die Gesamthöhe beträgt 48 cm. In heilem Zustand also ging das Gefäß eben noch in die Grube hinein, ohne mit seinem Rande überzustehen.

Gefäß II (H. K: 23: 248) (Taf. XXVIII, 1). Unverkennbare Beziehungen zum germanischen Kreise weist das vereinzelt dastehende doppelkonische Gebrauchsgefäß auf, dessen Rand im Sinne des Harpstedter Stiles verziert ist,[1]), d. h. der Rand ist durch Fingerspitzeneindrücke fortlaufend gezähnelt oder gewellt. Auch die Rauhung durch den zu fordernden Schlickbewurf ist beim vorstehenden Gefäß erfüllt. Es gehört einer kleineren Spielart an und hat keine scharfe Knickung, sondern einen mehr bauchigen Umbruch bei doch grundsätzlich doppelkonischer Gestalt. Nach Stampfuß gehörte das vorstehende Exemplar der Stufe b des Harpstedter Stiles an, dürfte also in unserem so südlichen Gebiet eigentlich nicht zu finden sein, das nach seiner Ansicht nur die jüngeren Typen c und d aufweisen solle. Er bemerkt aber richtig, daß einer vereinzelten archaischen Form nicht so hoher Wert beizumessen sei. Ob aber, wie Stampfuß fordert, einem so ausgesprochenen Gebrauchsgefäß eine so enge ethnische Bindung durchgängig beigemessen werden muß, sei dahingestellt.

Ich befinde mich mit Walther Schulz einer Meinung, daß ursprünglich diese Verzierung unbeabsichtigt aus der Technik des Aufbaues der Gebrauchsgefäße entstanden ist, da die aufeinandergelegten Wülste niemals absolut horizontal gelegt werden konnten und der Abschlußring an der Oeffnung ohnehin ein Wellenprofil zeigen mußte, das Anlaß für die absichtlich gemachte Wellenverzierung gab.[2]) Dadurch wird nicht berührt, daß die Germanen in Nordwestdeutschland diese Zierweise zu einer typischen Erscheinung ihrer Grabkeramik werden ließen und besonders pflegten. Es sei damit nur gesagt, daß dieser Typus in unserm Gebiet auch als technisch bedingte Konvergenzerscheinung auftreten kann, ohne daß eine kulturelle Bindung Ursache sein müßte.

Weil jedoch andere Funde mit den Merkmalen des Harpstedter Stiles hauptsächlich im Norden der Provinz, im germanischen Kreise gefunden sind, liegt bei unserm Gefäß sicher ein germanischer Einfluß in das sonst noch durchaus billendorfisch gefärbte Bild der halleschen Kultur vor. Es ist gewiß nicht uninteressant, in einem geschlossenen Siedlungsfund so friedlich einen Vertreter des Harpstedter Stiles neben einer klassischen, wie graphitiert erscheinenden regelrechten Billendorfer Amphore stehen zu sehen.

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein und die Ausbreitung der Harpstedter Kultur. Mannus 17, 1925, S. 287 ff.

[2]) W. Schulz: Jahresschrift 16, 1928, S. 104.

Diese Tatsache läßt uns gewiß einen klärenden Blick in die ethnisch und kulturell verzwickte Struktur unseres ausgesprochenen Mischgebietes tun.

Unser Gefäß steht auf einer 10 cm breiten Standfläche; es ist 23 cm hoch; sein größter Durchmesser beträgt 25 cm, und die Weite der Mündung 17 cm. Die Farbe ist ein schmutziges Gelbgrau.

Gefäß III (H. K: 23: 245) (Taf. XXIX, 5). Ebenfalls als nordisch beeinflußt muß der nächste Topf gelten, der eine schlanke Faßform hat. Es ist natürlich nicht immer angängig, gerade bei solchen Zweckformen ethnisch gebundene Stile herauszuquälen; ein solches Gefäß kann gelegentlich überall vorkommen. Aber in Verbindung mit der doch wohl in der frühen Eisenzeit germanischen Ausprägung des Harpstedter Stiles und mit dem Vorkommen eines seiner Vertreter im gleichen Fund wird doch etwas daran sein. Wir kennen nördlich unseres Gebietes in der Hausurnenzeit, an deren Ende unser ganzer Fund zu setzen ist, derartige Formen in Fülle.

Von der 10,1 cm breiten Bodenfläche steigt der vasen- oder faßförmige Körper des Gefäßes zu einer größten Breite von 18 cm auf; unter dem Rande mit einem Durchmesser von 16 cm ist er etwas eingezogen. Die Höhe mißt 19,2 cm. Das Material, ein stark sandvermengter Ton, zeigt die Beschaffenheit, wie wir sie von altmärkischen Bronzezeitgefäßen her gewöhnt sind. Die Außenfläche ist rauh, doch nicht absichtlich gerauht, und die Farbe gelbgrau.

In dem Gefäß, das anstehende Erde enthielt, fanden sich in verschiedenen Horizonten dunkelgefärbte Weizenkörner, die, wie ihre Verteilung erschließen läßt, wohl erst später eingesunken sind, sich also an sekundärer Lagerstatt befinden.

Gefäß IV (H. K: 23: 259) (Taf. XXVIII, 3). Ein Gefäß, an dem das Harpstedter Randprofil nicht verwundert, begegnet uns in dem nächsten der Töpfe. Es ist wie das zweite Gefäß mit Schlick beworfen und zeigt Formen, wie sie z. B. dem Nienburger Stil eigen sind[1]) Der Teil unterhalb des Umbruchs und der etwas ausladende Rand ist geglättet. Auf dem 12 cm breiten Boden erhebt sich der gerundete Doppelkonus zu einer größten Weite von 29 cm. Das Gefäß ist 28 cm hoch. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 18,5 cm. In dem in situ auf die Seite gekippten, nach Norden weisenden Topf fanden sich neben Getreidekörnern derselben Art auch noch Holzkohlereste und anstehende Erde. Wir dürfen nun wohl sagen, daß, nachdem sich eine enge Formengemeinschaft mit dem nordwestgermanischen Kreise herausgestellt hat, dieser Gruppe der Gefäße auch wirklicher germanischer Einfluß zugrunde liegen muß.

Gefäß V (H. K: 23: 253) (Taf. XXVIII, 4). Die nächsten beiden Töpfe eröffnen eine Gruppe, die wieder engere Beziehungen zu dem kulturell und sicher auch ethnisch gemischten Kreise des engeren Harz- und Saalegebietes haben[2]). Auf die Standfläche mit einem Durchmesser von 10,5 cm ist gewissermaßen ein fertiger Gefäßkörper aufgestülpt und der Boden Oeffnung geworden. Der Bauch ist über dem Boden eingezogen und erreicht bei fließendem Umbruch schon im unteren Drittel seine größte Weite von 23 cm. Vom Umbruch steigt er dann gerade auf und ist unfern des Randes eingezogen, dieser hat einen Durchmesser von 13,9 cm. Die Höhe beträgt 22 cm. Als Material diente ein mit feinem glimmerhaltigen Sand vermischter Ton von gelbgrauer Farbe, eine Eigenheit, die besonders bei den „nordischen" Gefäßen seit der Bronzezeit üblich ist.

Dieser Typus kommt bereits in der entwickelten Hausurnenzeit, besonders im östlichen, anhaltischen Teile in Steinkistengräberfeldern vor; ich möchte an dieser Stelle die facielle Scheidung, die König[3]) unter der Keramik der Hausurnenfelder durch Herausstellung eines westlichen und öst-

[1]) Vgl. Stampfuß a. a. O. Taf. XXII, 4.

[2]) E. Wahle: Vorgeschichtliche Urnenfriedhöfe bei Schenckenberg bei Delitzsch. Jahresschrift 8, 1909 (Fundstelle 76), Taf. XVII, Fig. 31.

Derselbe: Die Kulturen und Völker der älteren Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. Jahresschrift 10, 1911 (Golpa).

[3]) M. König: Ein Gräberfeld der Hausurnenzeit bei Kleckewitz. Mannus 18, 1926, S. 261 ff.

lichen Kreises mit der Ansicht anstrebt, der letztere sei stark lausitzisch beeinflußt (Billendorfer Beigefäße u. s. f.) besonders unterstreichen. Nach meinem Erachten gehören die Hausurnen trotz der nordischen oder germanischen Bestattungsform sicher einer nur germanisierten Mischbevölkerung an. Wo rein germanischer Formenkreis anzutreffen ist, haben wir auch andere ihm eigene Begleitkeramik. Die Beziehungen der Bevölkerung des sächsisch-thüringischen Beckens zum illyro-venetischen Hallstattkreise (in Ermangelung einer besseren kurzen Bezeichnung) sind kurze Zeit so stark und auch direkt, daß sie nicht nur als kulturelles Beeinflußtsein aufgefaßt werden können. Es müssen unbedingt ethnische Anknüpfungspunkte, die in einer Mischbevölkerung ja auch zu finden sind, in erheblichem Maß mitsprechend gewesen sein. Wir hätten also mit dem Beginn und seit der Hausurnenzeit ein friedliches Einsickern von kleinen geschlossenen Verbänden von Nordleuten in ein Gebiet mit einer im strengen Sinn nicht „urgermanischen" Bevölkerung, deren Kultur hallstättisch-lausitzisch gefärbt ist.

In der hier zur Diskussion stehenden Zeit, dem Ausklang des Hausurnenkreises, ist unser Gebiet von einer Mischbevölkerung aus beiden Gebieten bewohnt, deren Anteile sich bis in die frühe eigentliche La-Tène-Zeit hinein durchaus die Wage halten.

Eine nahestehende Parallele zu unserem Gefäß gibt uns wohl die Urne aus der Fundstelle 76 des Schenkenberger Gräberfeldes[1]), in dem eine eiserne Schwanenhalsnadel enthalten war, und weiter die Urne aus der Fundstelle 101 desselben Feldes. Ferner ist dieser Typus aus Steinkistengräbern mit Kappendeckelurnen aller Variationen bekannt, so in Hohenthurm, Saalkreis (Museum Halle); in Kermen, Kr. Zerbst (Museum Zerbst Nr. 59)[2]); aus dem Staßfurter (?) Gräberfeld, Kr. Kalbe[3]); in Köthen, Kr. Köthen[4]), und in variierten Formen in den bekannten Steinkistengräbern unseres weiteren Gebietes.

Er hält sich bis in die Früh-La-Tène-Zeit und kommt z. B. (allerdings mit der frühlatènezeitlichen Rauhstrichelung des Bauches) in Blönsdorf und Klein-Corbetha noch vor.

Es sei weiter noch vermerkt, daß unser Fund auf das beste illustriert, daß keine Funeralkeramik gefertigt worden ist. So gut wie Harpstedter Gefäße im Nordwesten Graburnen sind, hat der Topftyp der vorstehenden Siedlung in den aufgeführten Gräberfeldern als Urne dienen müssen.

In unserem Gefäß befanden sich in gleicher Lagerung wie bei den vorigen Getreidekörner.

Gefäß VI (H. K: 23: 246) (Taf. XXIX, 6). Ein in der Form ähnliches, aber in bemerkenswerter Weise verziertes Gefäß tritt uns in dem sechsten entgegen. Seine Gestalt verdankt es demselben Formempfinden wie das vorige; es ist nur gedrückter, und der Umbruch sitzt mehr in der Mitte. Sonst zeigt es auch die Einziehung unter dem Rande und über die Standfläche. Es ist etwas kleiner, nur 16,2 cm hoch. Der Boden hat eine Breite von 7,5 cm; der größte Durchmesser beträgt 19,2 cm, der des Randes 15 cm. Auf dem Umbruch ist das Gefäß durch acht rechteckige Grübchenfelder, die durch etwa gleichgroße glatte, unverzierte Abstände getrennt sind, verziert. Jedes Feld besteht aus drei parallelen Reihen, aus je 6—7 Grübchen. Trotz scheinbarer Gleichmäßigkeit sind die Felder nicht mit einem Stempel gemacht, sondern die Grübchen wurden einzeln eingedrückt. Die Färbung des Gefäßes ist ein dunkles Okergrau mit tieferer Flammung.

[1]) E. Wahle: Vorgeschichtliche Urnenfriedhöfe bei Schenkenberg. Jahresschrift 8, 1909.

[2]) Derselbe: Kulturen und Völker. Jahresschrift 10, 1911, S. 125. Taf. XIV, 21.

[3]) Förtsch: Staßfurter Gräberfunde I. Jahresschrift 6, 1907, S. 94. Taf. XIV, 7.

[4]) A. Götze: Germanische Kistengräber der frühen Eisenzeit. Prähist. Zeitschr. 9, 1917, S. 55 ff. Abb. 8.

Gefäß VII (H.K: 23: 250) (Taf. XXIX, 8). Der gestauchte und breite Napf erinnert in der Form an die wie gestaucht erscheinende Keramik des Bylaner Typus; aber auch an Gefäßformen, die uns zu gleicher Zeit aus dem Oberpfälzischen und Oberfränkischen Hallstattkreise Nord-Ost-Bayerns bekannt sind. Es müssen allgemeine, starke kulturelle und ethnische Bindungen zu beiden, besonders dem letzteren Formenkreise, angenommen werden. Die Beziehungen des nordöstlichen Süddeutschland zu den böhmisch-illyrischen Späthallstattkulturen, insbesondere zum Bylaner Kreis, sind durch die Weißgelbkeramik gegeben. Die Verknüpfungen mit dem halleschen Kreis liegen mehr bei den Skelettgräbern. Es ist hier tatsächlich berechtigt, von einem Beziehungsdreieck zu sprechen. Damit wird aber auch gleichzeitig der noch lebendige Zusammenhalt der „lausitzischen Diadochenkulturen" erläutert, der bis in die frühe La-Tène-Zeit hinein sich dokumentiert.

Der 3,1 cm breite Boden unseres Gefäßes ist nicht eigentlich ein Omphalos, da er nicht in gleichmäßiger Wölbung eingedrückt ist; seine Fläche ist vielmehr durch einen kleinen Rand in den Boden hinein erhöht. Von hier aus erhebt sich in flacher schalenförmiger Rundung der Bauch zu einer größten Breite von 20 cm und weiter zu der weiten Mündung mit einem Durchmesser von 16,8 cm. Die Wandung ist unter dem Rande eingezogen. Auffällig ist der kleine Zapfenhenkel, der über dem Umbruch, knapp unter dem Rand ansetzt, gleichsam wie ein Ohr. Er ist unten gerundet und läuft oben in eine Spitze aus. Wir wissen, daß der hallstättisch-illyrische Kreis geradezu modesüchtig gewesen ist. Infolgedessen nimmt uns diese Abirrung nicht wunder. Es ist sonderbar, daß gerade der böhmische Kreis besonders auch schon in der Bronzezeit geneigt ist, Henkelvariationen in den mannigfachsten Formen herauszubilden. Unser Gefäß zeigt rotgelbe Färbung und ist auf seiner Oberfläche matt glatt.

Gefäß VIII (H.K: 23: 254) (Taf. XXIX, 4). Das achte Gefäß, ein ähnlicher Napf, hat dasselbe Randprofil, ist aber nicht so weitbauchig wie das vorige und hat eine ebene Standfläche mit einem Durchmesser von 6,9 cm, der des Randes beträgt 15,9 cm und ist etwas kleiner als die Bauchweite mit 16,5 cm. Die Gesamthöhe des Napfes mißt 13,5 cm. Das Material ist im Grunde dasselbe, doch die Oberfläche ist dunkelgrau. In dem Napf befanden sich anstehender Boden und in verschiedenen Horizonten wieder die weizenartigen Getreidekörner.

Gefäß IX (H.K.: 23: 244) (Taf. XXIX, 2). Die Reihe der Näpfe wird durch einen kleinen, entfernt an eine doppelkonische Tasse erinnernden Napf mit einer 1,5 cm breiten Henkelöse am Umbruch geschlossen. Material und Farbe sind die gleichen wie beim vorigen. Der Rand mit einem Oeffnungsdurchmesser von 12 cm ist ein wenig ausgekragt. Der völlig ebene Boden ist 6 cm breit, die größte Weite am Umbruch beträgt 12,5 cm, die Höhe mißt 8,8 cm. Auch dieser kleine Napf enthielt verstreute Getreidekörner derselben Art.

Nun schließt sich das zum Teil rein billendorfische bzw. stark billendorfisch beeinflußte keramische Gut unseres Grubeninhaltes an.

Die kleine Tasse, Gefäß X (H.K: 23: 256) (Taf. XXIX, 3), ordnet sich nach Material und Farbe noch der voraufgehenden Gruppe an; sie hat aber den typischen, in der Mitte eingekehlten Bandhenkel billendorfischer Form, der etwas über den Rand hinausragt. Die 4,6 cm breite Bodenfläche ist geringfügig nach innen eingeschwungen. Auf ihr ruht der bauchige Tassenkörper, dessen größte Weite 10 cm beträgt. Der aufsitzende Randteil steigt gerade empor und hat einen Durchmesser von 7,4 cm. Die Gesamthöhe der Tasse mißt 6,2 cm. Wie im vorigen Gefäß fanden sich in diesem in der enthaltenen Erde dunkelgefärbte Weizenkörner.

Gefäß XI (H. K: 23: 255) (Tafel XXIX, 7). Reinere billendorfische Züge weist ein kleier Henkelkrug auf, der sich außer der Form schon durch die tiefschwarze, zum Teil schon abgescheuerte und abgesprungene Farbe von den übrigen scheidet. Diese fast Graphitierung vortäuschende Färbung ist in unserem Gebiete der östlich beeinflußten Keramik eigen und Kennzeichen. Im Umriß nähert sich unser Gefäß denen mit tiefem Umbruch. Aber wir finden ihn auch bei den Vertretern des noch

rein billendorfischen Formengutes der Oberlausitz. Das Grab VI des bereits genannten Klixer[1]) Gräberfeldes enthält ihn z. B.

Auf dem Boden mit einem Durchmesser von 7,5 cm erhebt sich der über ihm stark eingezogene Bauchteil, der verhältnismäßig tief seine größte Weite von 15,5 cm erreicht. Der Hals lädt dann zum Rand wieder etwas aus; dessen Durchmesser 10,7 cm beträgt. Der ganze Krug ist 12,3 cm hoch. Am Rande setzt der 3,2 cm breite, in der Mitte eingekehlte Bandhenkel an, der hoch über ihn hinaussteigt. Er zeigt noch nicht das wohl erst später auftretende breite „In-den-Rand-Auslaufen". Das Material ist ein sandvermischter Ton von grauer Farbe.

Gefäß XII (H. K: 23: 251) (Taf. XXVIII, 2). Als Kabinettstück des Siedlungsfundes reiht sich nun die Billendorfer Amphore an; unser Exemplar hat fast stilreinen Typus. Wir müssen allerdings als Lokalausprägung beachten, daß der Rand nicht in dem Maße oder gar nicht auslädt, wie es beim „klassischen" Typus die Regel ist.

Unsere Amphore erhebt sich auf 10,5 cm breiter Bodenfläche mit elegantem Schwunge des Billendorfer Profils, das aus dem Villanova-Prototyp etwas ganz eigenes geschaffen hat. Der Gefäßkörper ist über dem Fuß etwas eingezogen, steigt dann schräg zu dem markanten, doch fließenden Umbruch auf, der eine

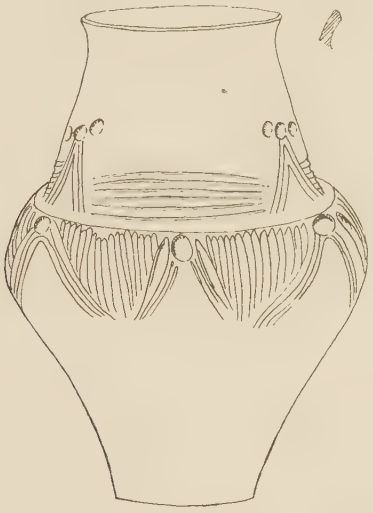

Abb. 40. **Die graphitierte Amphore von Giebichenstein.** (1/3)

Weite von 27 cm hat, und endigt in schwach konkaver Begrenzung in den unbetonten Rand, dessen Oeffnungsdurchmesser 12,7 cm beträgt. Das prächtige Gefäß ist 30,8 cm hoch. Oberhalb des Umbruchs sitzen gegenständig zwei Bandhenkel mit runder Oeffnung, deren Mitte eine sorgsam geformte Einkehlung zeigt. Von Henkel zu Henkel laufen in entsprechender Breite fünf parallele, flache facettenartige Rinnen. Von jedem unteren Henkelansatz laufen je zwei aus drei Rillen gebildete Strichfransen symmetrisch dachförmig nach unten; desgleichen je eine in der Mitte zwischen den Henkeln. Die Felder zwischen den Linienschenkeln auch die unter den Henkeln, sind mit je einem großen, flachen, kreisrunden Grübchen verziert, also mit acht an der Zahl.

Das Gefäß hat bis auf abgescheuerte Stellen tief schwarze, metallisch wie Graphit glänzende Farbe. Das Material ist ein gut geschlämmter, mit glimmer-

[1]) Herbach: a. a. O.

haltigem Sand vermischter Ton. Auch dieses Gefäß enthielt in der Füllerde die bekannten Getreidekörner, ebenfalls in verschiedene Horizonte zerstreut.

Die Art der Verzierung, die noch das Rinnenband zwischen den Henkeln als Element besitzt, weist die Urne den typologisch und chronologisch früheren Formen des Billendorfer Stiles zu. Die Reinheit der Form verhindert uns, sie als Nachahmung zu werten; sie muß von einem „Billendorfer" gemacht sein. Es könnte selbstverständlich wirklich einmal dieses oder jenes Gefäß Einfuhrgut sein. Es bliebe dann nur schleierhaft, wie man bei damaligen Wege- und Transportverhältnissen das zarte oder spröde keramische Gut heil hätte aus- oder einführen sollen. Daß in unserem Falle Importgut vorliegt, ist ausgeschlossen, dagegen spricht der große Anteil billendorfischer Keramik am Formenkreis der halleschen Kultur.

Eine zweite Billendofer Amphore außer der fragmentierten des Trothaer Gräberfeldes ist uns aus Halle-Nord, aus Giebichenstein, bekannt; sie steht im Zwingermuseum in Dresden und ist besonders formenrein und streng gestaltet; ja, in ihren Verhältnissen ist der Kanon des goldenen Schnittes (1:6) stark angenähert in mehrfacher Beziehung zu finden. Bei ihr ist auch der Hals wie beim „klassischen" Prototyp ausladend. Ihre Verzierung ist eine Variation der „Billendorfer" Ziergrundformen, der Technik nach nähert sie sich der Amphore aus unserem Funde. Ihre glatte Oberfläche hat schwarzgrauen Metallglanz bei echter Graphitierung. Nebenbei ist sie auch die größte unseres engeren Fundkreises, ihre Höhe beträgt 37,5 cm. (Abb. 40.)

Beide besonders gut erhaltenen Exemplare zeigen uns aber auch die Neigung der gemischten Bevölkerung der halleschen Kultur, aufgegriffene oder ihr gewissermaßen traditions- bzw. erbeigene, durch Fertigkeit oder ethnische Zugehörigkeit bedingte Formanschauung zu einer den Mischkreis kennzeichnenden, also doch wiederum eigenen Kompromißform umzubilden.

Gefäß XIII (H.K: 23: 257) (Taf. XXIX, 1). Als letztes erhaltenes Gefäß aus dem geschlossenen Funde sei die Schüssel genannt, die uns in dieser typischen Form mit dem einwärts geschwungenen Rand bereits in der Grabkeramik als üblicher Urnendeckel zur Genüge bekannt geworden ist. An dieser frühen Prägung haben wir statt des Oesenhenkels noch einen kleinen Bandhenkel und ihre echt lausitzischen Herkunft nachweisend, auf beiden Seiten vom Henkel zwei kleine Zapfenlappen. Die graugelbe Schale hat einen flachen Boden mit einem Durchmesser von 9 cm. Die über dem Boden etwas eingezogene Wandung erhebt sich weit ausgreifend zur Oeffnung mit 29 cm Weite. Die Schüssel ist 10,5 cm hoch. Auch diese Schale enthielt in der sie füllenden Erde angekohlte Getreidekörner. Im Gebiete des Billendorfer Formenkreises und seiner peripheren Ausprägungen ist diese Schüssel seit der Periode VI der übliche Urnendeckel.

Endlich sind noch einige Scherben aus der Vorratsgrube zu erwähnen, die sich nicht zu vollständigen Gefäßen haben ergänzen lassen. Da sind einige Randscherben eines unverkennbaren Gebrauchsgefäßes mit Harpstedter Randzier und einige weitere schwer identifizierbare.

Wir haben die Formen- und Artfülle der Keramik unseres Fundes zergliedert und dabei gefunden, daß einmal germanische, das andere Mal billendorfische, und wie wir heute an Stelle eines Besseren noch sagen müssen, „illyrische" Einflüsse und im übrigen lokal gebundene Mischformen vorhanden sind.

Gleichsam friedlich nebeneinander sind diese Gefäße und die aus ihnen sprechenden Beziehungen in der einen Vorratsgrube des einen Hauses heimisch; ebenso wie in dem Inventar des Trothaer Gräberfeldes verschiedenen Formenkreisen entstammende Gegenstände als letztes dem Toten eigenes Gut in demselben Grabe vorhanden waren.

Wir glauben feststellen zu müssen, daß der Besitz des so begehrten, wertvollen Gutes, des Salzes, eine kulturell und ethnisch tolerante Mischbevölkerung geschaffen hat, die im Laufe der Zeit eine ihr gemäße, durch die örtliche Bedeutung bedingte Kultur, eben die hallesche der frühen Eisenzeit bildete. Es muß auch daran gedacht werden, daß man aus der Fremde „Fachleute" für seine Gewinnung herbeigerufen hat.

Durch die klar zu erfassenden Formen, deren chronologische Einreihung infolge systematisch erforschter Gräber und Siedlungsfunde mit Metallbeigaben nicht schwer ist, ist es möglich, auch für unseren Fund die chronologische Stellung zu ermitteln.

Wir haben nachweisen können, daß Formenanklänge an das nordsaalische und -harzische Steinkistengräberinventar vorhanden sind; ferner, daß die Billendorfer Einschläge der Frühentwicklung des gleichnamigen Kreises angehören. Damit ergibt sich für unseren Fund die Einordnung in die früheste VI. Periode, also etwa noch in das 8. vorchristliche Jahrhundert.

Da wir in der voraufgehenden V. Periode zwar geringfügig abgewandelte, aber doch immerhin dem reinen lausitzischen Formenkreis entstammende Keramik finden, die Hochbronzezeit unser Gebiet bis jetzt aber so gut wie fundfrei gelassen hat, ist mit dieser chronologischen Festlegung der eigentliche Beginn der halleschen Kultur im Verlauf des 8. Jahrhunderts vor Christi gegeben, einer Kultur, deren reichhaltige stoffliche Hinterlassenschaft wir bei den systematisch untersuchten Grabungen haben bergen können.

Anhang.

Die Spiralscheibenkopfnadel mit Achterschleife (dazu Karte Abb. 41).

Wohl eine der eigentümlichsten Nadeln aus der Fülle der Hallstattformen begegnete uns in dem Skelettgrab VI (31) des Trothaer Gräberfeldes in den zwei Exemplaren mit Spiralscheibenköpfen. Für unsere Betrachtung hat die Nadel einen besonderen Wert, weil sie eine so spezialisierte und dabei komplizierte Form hat, daß man sie als Schulbeispiel einer Modeerscheinung heranziehen darf, die zeitlich und bezüglich ethnischer oder auch kommerzieller Verbundenheit wohl enge Grenzen beanspruchen kann.

Die Achterschleife ist eine Erfindung des pannonisch-alpinen Hallstattkreises am Ende der Periode IV der ungarischen Bronzezeit. Sie taucht also bereits (oder erst) in der frühen Hallstattzeit auf. Weder früher noch später tritt uns diese etwas bizarre Formgebung entgegen. Sie ist daher chronologisch als ausgezeichneter Indikator zu werten.

Montelius[1]) hat diese Nadelform beinahe ein halbes Jahrtausend zu früh angesetzt, nämlich noch in die III. Periode der italie-

[1]) O. Montelius: Die vorklassische Chronologie Italiens. Stockholm 1912.

nischen Bronzezeit. Wir müssen bei diesem Irrtum bedenken, daß ihm nur die äußerst unsystematisch geborgenen Terramarenfunde in der Hauptsache des nördlichen Italien zur Untersuchung zur Verfügung standen. Funde also, die nach Materialart und Form „sortiert" gesammelt wurden, die aber nicht nach stratigraphischer Lagerung und unter differenzierter Grabungsmethodik gehoben worden sind. Nur so ist es verständlich, daß sie irrtümlicherweise zu früh datiert werden konnte. Denn es wäre sehr sonderbar, daß die wenigen norditalienischen Exemplare die Prototypen gewesen sein sollten, wenn während der folgenden fünf Jahrhunderte nicht ein einziger Fund dieser Form vorliegt und eben einhalbtausend Jahre später die größte Menge der Nadeln in „klassischer" und zum Teil abgewandelter Form in junghallstättischer Fundumgebung erscheint. Das ist zumal bei einem so spezialisierten Gegenstand höchst unwahrscheinlich, da uns außerdem eine einwandfreie genetische, typologische Entwicklungsreihe gegeben ist. Daß die einfachen Spiralkopfnadeln ohne Schleife im Peschiera-Fund der Montelius-Periode III angehören dürften, bleibt hierdurch unberührt. Die frühbronzezeitliche Schleifennadel mit „Kleeblattschleife", die aus der cyprischen Schleifennadel hervorgegangen ist, muß als Konvergenz betrachtet werden. Wir können uns Montelius nicht anschließen und sehen in der Nadel mit Achterschleife einen direkten Abkömmling des frühhallstattzeit-gebundenen ungarisch-pannonischen Formenkreises von Fibeln. Wie Zweige am Ende eines Astes aus gemeinsamem Ursprung auseinanderfiedern, entstehen beinahe gleichzeitig in Ungarn mehrere Hallstattzeitgeist verratende Gewandhaftenvarianten, die neben einen Spiraldiskus alle in mehr oder weniger ausgeprägter und betonter Form die Achterschleife als Zierelement haben: die ungarische Schleifenfibel, die Harfenfibel, die ungarische Posamentenfiebel und die Brillenfibel. Von der ersteren ist ein besonders üppiges Exemplar am Fuße des Kyffhäusers gefunden worden; es befindet sich im Zwingermuseum zu Dresden.

Bei allen diesen Fibeln mit Ausnahme der zweiten Art, bei der nicht in jedem Falle eine Achterschleife vorhanden zu sein braucht, entsteht bei ihrer Herstellung als Zwischenform (gewissermaßen Zwischenprodukt) nach dem Biegen des Spiraldiskus und der Achterschleife aus dem gestreckten Draht in jedem Falle unsere in Betracht stehende Nadel, die demnach also erst seit dem Ende der IV. Periode der ungarischen Bronzezeit auftauchen kann. Da uns in der frühen Hallstattzeit geschlossene Funde mit dieser Nadel nicht vorliegen und ihre Hauptmasse erst mit dem Beginn der Hallstattstufe III (nach Reinecke) auftritt, wird man wohl erst in dieser Zeit die Brillenfibel-Herstellungstechnik auf die Nadel angewandt haben bzw. die Nadel in ihr „entdeckt" haben. Auch Achterschleifen an Fibeln Mittelitaliens, z. B. einer abgewandelten Bogenfibel von Rom (Montelius: La civilisation primitive en Italie, Ser. A. Taf. XVI, Fig. 218) oder einer Schlangenfibelart von Caserta (ebenda Taf. XVII, Fig. 238) sind hall-

stattzeitlich. Nach diesen Ausführungen wird uns wohl die chronologische Ansetzung von Montelius nicht mehr haltbar erscheinen, und auch die nord- und mittelitalienischen Nadelfunde müssen zeitlich in die Hallstattstufe III gerückt werden.

Die Nadeln haben über die sie gewissermaßen enthaltenden Fibeln hinaus Verbreitung in das adriatisch-veneto-illyrische und das nord-illyrische Gebiet gefunden. Ihre Funde decken sich mit der Ausdehnung des typisch südost-mitteleuropäischen, ostalpin-pannonischen Hallstattkreises. Wo sich vor dem Appenin im östlichen Mittelitalien mit der pizenischen Gruppe (Novilara und Alfidena, Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst S. 837) der „illyrische" kulturelle und ethnische Einfluß staut, liegt auch der bisher südlichste Fund dieser Nadel in Communanza in der Provinz Ascoli (Coll. Belluci in Perugia) [1] und als Beweis für den schon im ersten Teil gestreiften Haarkultes dieses Kreises mag neben der Nadelfülle an das pizenische Figürchen von Novilara erinnert sein.

Nach unserer Auffassung von der nahezu konzentrischen Ausbreitungsweise der Welle der Hallstattkultur ist aus dem ostalpin-pannonischen Gebiet nach Süden hin der Abstrom in die veneto-estensische, westpadanische, pizenische Gruppe usw. erfolgt, nach der anderen Seite der Adria hin in die eigentlich „illyrischen" Gruppen und nach Norden hin in die Gebiete endlausitzischer Kultur bis nach Sachsen-Thüringen, Schlesien, Posen und Pomerellen hinein ihr Einfluß feststellbar. Mit dieser Streuung, besonders in den peripheren Gebieten, deckt sich, wie schon gesagt, die der Funde der Nadeln mit Achterschleife.

Im folgenden will ich eine Fundübersicht geben, soweit mir aus der Literatur und eigener Anschauung die Nadeln in 42 Exemplaren besonders im mittleren Europa bekanntgeworden sind.

In Oberitalien liegt uns die Nadel aus Terramarenfunden vor. So hat Peschiera am Gardasee drei Nadeln ergeben (Museum Wien und Museum Civ. die Rovereto); und der benachbarte Il-Mincio-Fund eine einzige (Coll. Dr. Rambotti).[2] Wie bei unseren großen Trothaer Exemplaren (Taf. V) ist bei den Stücken von Peschiera der Draht des Kopfes prismatisch gehämmert; dasselbe ist auch an der Nadel von Stetzsch bei Dresden festzustellen. Runddrahtig sind auch im Spiraldiskus die Mehrzahl der italienischen, oberpfälzisch-oberfränkischen und schlesischen Nadeln. Unter den Peschiera-Typen fällt besonders eine Voluten-

[1] Montelius: La civilisation primitive en Italie. Text S. 638. Pl. 131, Fig. 26. Ebenso: Ser. B, Pl. 7, Text S. 61.
E. v. Sacken: Sitzungber. d. Akademie d. Wissenschaften, phil. hist Klasse, Wien 1864. 48. Bd. Heft 1: Der Pfahlbau im Gardasee, S. 324, Abb. 44, 34.

[2] R. Munro: The Lake Dwellings of Europe, London 1890. S. 222, Fig. 63 (21). Angelucci: Gli ornamenti spiraliformi in Italia, S. 13.

nadel auf, die unter der Doppelspirale eine Doppelsckleife trägt. Diese Nadel ist ohne Schleife von der Stufe Hallstatt B an in dem im weiteren Sinne mitteldeutschen Gebiet zu finden. Eine weitere Variante aus diesem Fund ist eine Nadel mit einem Diskus und zwei Schleifen darunter, wie auch bei dem Exemplar von Communanza.

Die Il-Mincio-Nadel vertritt eine Sonderfacies von kleinerem Format mit nur drei oder vier Spiralwindungen, die fast ausnahmslos aus rundem Draht bestehen und besonders die oberpfälzische und oberfränkische Gruppe charakterisieren. (Die Angabe des Fundortes Il Mincio könnte mit Peschiera identisch sein.) Aus der Provinz Modena sind uns Nadeln aus der modenesischen Terramare von Gorzano und der Terramare von Montale in der Nähe von Gorzano (südlich von Modena) bekanntgeworden (Coll. Coppi, Giov. Modena). Während zwei der Nadeln von Gorzano typologisch der oberpfälzisch-oberfränkischen Fazies nahestehen (Ausnahme bei einer der prismatische Kopfdraht), ist die dritte ein fragmentiertes Riesenexemplar, deren Achterschleife allein 7 cm Durchmesser hat. Die Nadel von Montale gehört dem üblichen Typ an. Es wäre hierbei noch ein fragmentiertes Exemplar aus der Terramare von Campegine (Montelius, La civilisation Ser. B. pl. 115 Fig. 14) zu erwähnen.

Umstritten, zumindest nicht einwandfrei klargestellt ist der Fundort der Südtiroler Nadel vom gebräuchlichen Typ, die im Nonstal (Val di Non) westlich des italienischen Zuganges zur Brennerstraße gelegen, gefunden worden sein soll (Mus. Civ. Trient). Orsi[1]) bezeichnet sie S. 187 als „piccolo ago crinale trovato in luogo incerto della Valle di Non, e posseduto del museo di Trentino".

Die schon erwähnte Nadel von Communanza steht ihrer Form nach der Peschieranadel mit ihren Achterschleifen nahe, nur ist der Kopf beträchtlich kleiner.

Die Brücke zu den fränkisch-pfälzischen Funden bildet die Nadel von Mauer-Oehling, G.-Bez. Amstetten in Niederösterreich. Mit ihr sind wahrscheinlich die beiden Tonnenarmbänder vom Pfälzer Typ gefunden worden. Jedoch ist die Geschlossenheit des Fundes nicht gesichert (Mus. Wien).

Den nächsten Funden in der Nordwestausbreitung begegnen wir in der Oberpfalz. Hier sei zunächst noch auf einen Fund aufmerksam gemacht, der in bezug auf seine Lokalisierung umstritten werden muß. Es handelt sich um zwei eiserne Spiralscheibenkopfnadeln mit erhaltener Achterschleife, die angeblich von Traubing-Machtlfing, Bez.-A. Starnberg, stammen sollen (Präh. Samml. d. Staates, München, 97 : 209). Sie seien angeblich bei einer Aus-

[1]) Orsi: Nuove nota di paletnologia trentina con speziale rigardo all' età del bronzo. Archivio Storio per Trieste, L'Istria e il Trentino. III. Vol. Rom 1884/86. S. 161 ff.

Oberziner: Un Deposito Mostuario dell' età dell ferro trovato a Dercolo nel Trentino. Archivio Trentino, Anno II. Fasc. II. S. 177 ff.

grabung von Naue 1897 gemacht worden. Birkner teilte meine Bedenken gegen den Fund. Naue hat seine Ausgrabungen oft besorgen lassen. Bei seiner umfangreichen Privatsammlung hätte es vorkommen können, daß Stücke durcheinander gerieten. Da Naue auch viel im oberpfälzischen Gebiet gegraben hat oder Grabungen hat unternehmen lassen, ist es möglich, daß die m. E. höchstwahrscheinlich aus Beilngries (Oberpfalz) herrührenden Stücke in sein oberbayerisches Material irrtümlicherweise hineingeraten sind. Wenn Naue selbst gegraben hat, liegen zumeist auch ausführliche Berichte über die Umstände vor. Auffälligerweise fehlen bei dem Traubing-Machtlfing-Fund alle Aufzeichnungen. Der angeblich mitgefundene Gürtelhaken und die Lanzenspitze passen gar nicht in das Fundbild. Im übrigen ist das Gebiet des eigentlichen Alpenvorlandes vom Hallstattstrom freigelassen und das Donautal als Weg in das oberfränkisch-pfälzische Gebiet benutzt worden. Wir werden also wohl nicht fehlgehen, wenn wir die beiden Spiralscheibenknopfnadeln mit Achterschleife für beilngriesisch halten, zumal dort eine weitere eiserne Nadel in geschlossenem Funde gesichert ist. Beide Funde ergaben Nadeln mit prismatischem Kopfdraht.

Aus den Funden der Oberpfalz ist zunächst der von Beilngries, Bez.-Amt Beilngries, sehr wichtig. Die eiserne Nadel hat einen kleinen Kopf mit nur zwei Windungen und ebenso großen Achterschleifenösen, so daß man den Ausdruck Nadel mit „Kleeblattkopf", der in dem Feldbuchbericht dafür auftaucht, sehr wohl verstehen kann. Es ist uns ein ausführlicher Fundbericht gegeben. In einem 3,5×4 m messenden Steinbautengrab fanden sich zwischen den Steinen eine Urne mit darin enthaltenem Beigefäß und außerhalb desselben an seiner Ostseite weitere Reste von Brandbestattungen. In der Mitte unter den Steinen befand sich ein 1,75 m großes Skelett (mat. N/S) und unter dem Schädel die Nadel, deren Gebrauch als Haarnadel wohl damit als erwiesen angesehen werden kann. An den Armen befanden sich zwei Tonnenarmbänder, und an jedem Unterschenkel zehn Fußringe vom pfälzischen Typ, wie sie uns auch aus dem sogen. „Priesterinnengrab" von Gaisheim, Bez.-Amt Sulzbach (Nürnberg: 7420), bekanntgeworden sind. Beim letzteren fanden sich neben einem Bronzehängeschmuck, zwei Hohlohrringen, Handgelenkreifen, einem Armring, zwei Spiralbrillenfibeln, einer Bernsteinkette aus 25 Perlen 22 solcher Fußringe. Einen zuverlässigen Anhalt für die kulturelle Zugehörigkeit und zeitliche Ansetzung gibt uns der in diesem Fund enthaltene Hängeschmuck, der in dem Exemplar von Thalling bei Enss (Oberösterreich) [1]) seinen Doppelgänger hat. Im letzteren Fund sind noch eine Brillenfibel mit Achterschleife und zwei Armringe enthalten, die das Eier- oder

[1]) A. Mahr: Grabhügel der Hallstattzeit in Thalling bei Enns (Oberösterreich). Mitt. anthrop. Gesellsch., Wien 56. 1926. S. 351 ff.

Perlstabdekor der Steigbügelarmringe aufweisen, ohne jedoch solche zu sein. Es kommt hier nur darauf an, nachzuweisen, daß diese Zier „hallstättisch-illyrischer" Herkunft ist. Da mir das Material Hallstatts (in Hallstatt und Wien), des nordöstlichen Süddeutschland (München, Regensburg, Ansbach, Nürnberg, Bamberg) und Böhmens (Brünn und Prag) und Schlesiens (Breslau) aus eigener Anschauung bekanntgeworden ist, muß ich mich voll und ganz Mahr anschließen, dem sich ebenfalls (a. a. O. S. 363) die engen Beziehungen zwischen dem Material der hallstätter, der oberösterreichischen, der pfälzisch-fränkischen und südost-böhmischen (Byciskála Höhlenfund) Gruppe erschlossen haben. Auch hinsichtlich der Genesis der nordwest- und nordost-„illyrischen", hallstättisch beeinflußten, uns faßbaren Stilgruppen schließe ich mich ihm an, wenn er meint, daß die Salzhandelswege nach dem Norden sich (a. a. O. S. 364) vor dem böhmischen Massiv gabelten und Ableger nach Franken und Mähren unter Umgehung Böhmens entsandten. Tatsächlich ist das kernböhmische Land von so direkten hallstättischen Einflüssen, wie sie die Oberpfalz, Oberfranken, Mähren und weiterhin abgeschwächt Halle und Schlesien-Posen erreichten, nicht betroffen worden. Bei den letzteren Gebieten denke ich besonders an die in Rede stehende Nadel mit Achterschleife. Das westböhmische Gebiet stand seit der laufenden dritten Stufe der Hallstattzeit gewissermaßen im Austauschverkehr mit dem pfälzisch-fränkischen Gebiet, wie wir später noch eingehender sehen werden.

Der Beilngrieser Fund ist nach seinem Begleitgut in die Hallstattstufe III zu setzen. Das Material von diesem Orte birgt besonders schöne Vertreter der Formenentwicklung der III. Stufe. Zu der Zusammenstellung, die Simek und Mahr von den Bronzehohlringen geben, kann ich hier noch ein Exemplar von Beilngries (Präh. Samml. d. Staates, München) hinzufügen. Die Funde dieser Form von Planegg und Simbach in Oberbayern lassen den Traubing-Machtlfing-Fund (s. oben) nicht eindeutig eliminieren. Beilngries hat eine Unmasse von Bommelringen ergeben, wie wir sie bis nach Pommerellen hinauf noch in der G.-U.-Kultur finden. Ferner liegen aus Beilngries Steigbügelarmringe vor, die wichtige, wohl direkte Beziehungen zu einer bestimmten Gruppe unserer sächsisch-thüringischen Formen bezeugen, wie wir später noch sehen werden. Unser besonderes Interesse fordert ein Fund vom selben Orte, in dem sich neben zwölf Steigbügelarmringen, einem Halskragen von fünf Ringen, einem Gürtelhaken, einer weißen Perle mit blauen Augflecken, elf Schildohrringe an Stelle der sonst in dieser Fazies üblichen Stöpselohrringe vorfanden. An den Schildringen wird uns so recht die Achterschleife als hallstättisches Zierelement vor Augen geführt, indem nämlich jeder der Haken an seiner Wurzel am Schilde zu einer kleinen Achterschleife gewunden worden ist, wie wir es von den Brillenfibeln und Haarnadeln her kennen. Wir müssen diese Zier nach diesem Fund (das Gebiet war vorher fundfrei und ist erst mit der

Hallstattstufe III von „illyrisch" bestimmten Menschen des Hallstattkreises besiedelt worden) als dem hallstättischen Formenempfinden entsprungen denken.

Den nächsten drei Nadeln mit Achterschleife begegnen wir in Haßenhof, Bez.-Amt Parsberg, in zwei kleineren Stücken und einem größeren Exemplar (Staatl. Mus. Berlin II c 1068/69 und II 1391). Bei den in die Berliner Sammlung geratenen Stücken sind keine Fundberichte zur Hand, das ist leider bei der Mehrzahl der Nadeln der Fall. Es liegt jedoch wenigstens durch an Ort und Stelle gesammelte weitere Gegenstände jedesmal der Fundort und das Fundmilieu fest. Vom genannten Ort stammen außerdem Steigbügelarmringe, Stöpselohrringe, Bogenfibeln usf.

Aus Neuhaus, Bez.-Amt Beilngries, liegt im Ulricianum zu Regensburg eine zerbrochene Nadel mit Spiralkopf und Achterschleife vor. Sie befand sich in einem Nadelbüchschen, wie es uns in diesem Kreise häufiger, auch bis nach Schlesien hin, entgegentritt. Im Fundbilde erscheint rotgelbe Keramik.

Ein weiteres Exemplar taucht in den Funden von Gaisheim, Bez.-Amt Sulzbach, im Hügelgrab IV (7197) der Nekropole auf der Sandleite auf. Bemerkenswert ist, daß wir die Nadel hier in einem Brandgrab mit einer großen Menge keramischer Beigaben finden. Sie wurde zusammen mit einem Bronzenadelbüchschen (7097.98 der Sammlung d. Naturhist. Ges. zu Nürnberg) mit Schwanenhalsnadeln mit Schalenköpfen und dem üblichen Toilettegerät am Ring (Pinzette, Kraßer, Löffelchen) und einer Schwanenhalsnadel mit geperltem Kopf gefunden. Die leßtere begegnet uns beinahe als Leitform bezeichnenderweise wieder in schlesisch-posenschen junghallstättischen Funden. Die generellen Beziehungen des Gaisheimer Fundes haben wir schon erörtert. Der Hügel II (7366/67) der Nekropole enthält noch eine typologisch fortentwickelte Spiralenkreuzfibel, die aus der Brillenfibel abzuleiten ist. Der Hügel IV (7097) barg außerdem noch einen Saß Eisenmesser, die bereits Früh-La-Tène-Charakter aufweisen und von Nachbestattungen herrühren, womit wir in den gewaltigen Hügeln der pfälzisch-fränkischen Nekropolen der Junghallstattzeit zu rechnen haben. Liegen die Hohlwulstringe aus Bronze nachgewiesenermaßen vor dem Eindringen der „keltisch" gefärbten Certosa-Elemente, so gehören die Messer wohl in die Zeit ihres Einstroms. Eine fragmentierte Nadel mit Achterschleife enthielt weiterhin der Hügel V (7366) der Sandleite bei Gaisheim in einem Brandgrab (außerdem eine La-Tène-Nachbestattung). Das Fundmilieu wird durch zwei Bronzeblech-Klapperfibeln der Hallstattstufe III am besten charakterisiert. Eine durchaus ähnliche fand sich auch in Rabeneck und in Hallstatt selbst (mehrere Male) in den dortigen Gräbern der III. Stufe.

Damit hätten wir die oberpfälzischen, mir bekanntgewordenen Nadeln nach ihrer Zahl erschöpft und wenden uns nun den oberfränkischen zu, die ziemlich gedrängt im Kerngebiet der

oberfränkischen junghallstättischen Nekropolen und Siedlungen erscheinen. Dabei sei hier auch gleich einer bisher nur in Oberfranken und dem ehemaligen Posen gefundenen Variante der Achterschleifennadel gedacht, bei der eine Nadel mit horizontalem Scheibenkopf unterhalb der runden Platte die typische Schleife erhielt.

Spiralscheibennadeln mit Schleife liegen in bisher stärkster Konzentration der Funde aus dem Bezirksamt Pegnitz vor. Kirchenbirkig hat deren zwei geliefert. Im Fundbilde tauchen wieder die typischen Toilettegeräte und Schwanenhalsnadeln der Hallstattstufe III auf (Präh. Samml. d. Staates, München 98 L 46/60).

Im gleichen Fundmilieu ist ein Exemplar aus Haselbrunn bekanntgeworden (dies. Samml. L 257/272).

Weiterhin aus Kleinlesau (dies. Samml.). Ueber die interessanten Beifunde (Rasiermesser) ließ sich keine Sicherheit bezüglich der Zugehörigkeit gewinnen. In Berlin (Staatl. Mus. II c 752) befinden sich aus demselben Ort sieben Steigbügelarmringe der fränkischen Varianten.

In Rabeneck ist die Nadel in Gemeinschaft mit typischem Material der Hallstattstufe III zu drei Exemplaren gefunden worden. In dem geschlossenen Fund (Präh. Samml. d. Staates, München 162) ist ein Fußringfragment des pfälzischen Typus vorhanden, wie er uns aus Staufersbuch, Beilngries und Gaisheim, sämtlich Bez.-Amt Beilngries, bekannt ist. Außerdem erscheint im Fund eine interessante Variante der Pinzette, die vermittels eines rohrförmigen Ansatzes am Kopf an einem Ring zu tragen war. Wir kennen diese Form des öfteren aus Oberfranken, z. B. Morschreuth und Prächting; und, was besonders wichtig ist, in einfacherer Gestalt aus südthüringischem Gebiet: Ostheim, Kreis Dermbach. Ihre direkte Parallele hat diese letztere Pinzette in dem Fundstoff von der Beckerlohe bei Oberkrumbach in Mittelfranken.

Ferner hat Morschreuth eine Spiralscheibenkopfnadel mit Achterschleife ergeben (Staatl. Mus. Berlin II c 2183). Aus demselben Ort stammen Steigbügelarmringe und Keramik, die halleschem Gut in manchen Zügen (Tassen) besonders nahestehen.

Aus einem höchstwahrscheinlich geschlossenen Funde ist uns weiterhin eine Nadel aus Bösenbirkig bekanntgeworden (Staatl. Mus. Berlin II c 718—726). Im Funde befinden sich außerdem eine fragmentierte Schalenkopfnadel mit horizontaler Schale, ein Bronzering, zwei außen braune, innen graphitierte Tonschalen, ein Gefäß vom pfälzisch-fränkischen etwas gedrückten Typ mit Vertikalfurchengruppen und graphitierten Feldern dazwischen, und ferner eine große gelbe Glasperle mit blauweißen konzentrischen Augflecken. Es liegt uns also wieder typisches Gut der Hallstattstufe III vor.

Als letzter Fund aus dem Bez.-Amt Pegnitz sei schließlich die Nadel von Pfaffenberg (Staatl. Mus. Berlin II c 988) erwähnt. Von demselben Ort stammt auch ein Steigbügelarmring.

Im nördlichen Oberfranken ist die Nadel in einem schönen geschlossenen Funde in einem Hügelgrab bei Wattendorf, Bez.-Amt Bamberg I[1]), zum Vorschein gekommen. Der Hügel lag am Herdwege. Auf seinem Grundplaße befand sich neben einem Männer- ein Frauenskelett mit den Metallbeigaben. Unter dem Schädel (!) lag die Spiralscheibenkopfnadel, aus deren Lage einwandfrei hervorgeht, daß diese Art Nadeln ursprünglich im Haar getragen worden sind. Auf dem Brustbein fand sich eine Pinzette von zwei Nadeln mit einem Kranzwulst von Spiralwindungen. Um eine möglichst treffende Bezeichnung für diesen Typ zu geben, möchte ich sie „Nadeln mit Kräuselkopf" nennen. Sie kommen in Franken und in der Oberpfalz vor, z. B.: Stublang, Thalmässing (zweimal), am Haßberg (zweimal), Wiesenacker (Staatl. Mus. Berlin IIc 3431 c). Ferner in Schlesien, z. B. Woischwiß, Kreis Breslau (mit Brillenfibel) und ein Exemplar erinnere ich mich im Museum zu Budapest gesehen zu haben.

An der rechten Seite des Skelettes lag außerdem noch ein zu einem Besteck von Toilettengerät gehöriger „Schwalbenschwanzkraßer".

Den Beschluß der Nadelfunde auf oberfränkischem Gebiet bilden die Exemplare von Stublang[2]) und Prächting[3]), beide im Bez.-Amt Staffelstein. Es handelt sich hier ebenfalls um Skelettgräberfunde aus Hügelgräbern. Im Stublanger Fundbild treten auch Schildohrringe auf nebst Spißpaukenfibel. Im Hügel IX derselben Nekropole und im Hügel XXVIII von Prächting kommen außer den regelrechten Spiralscheibenkopfnadeln auch Nadeln mit horizontaler Scheibe (Petschaftkopf) und Achterschleife vor. Während diese bei dem Prächtinger Stücke vollkommen ausgebildet ist, trägt die Stublanger nur erst eine Schleife. Diese Nadelform hat ihr Gegenstück meines Wissens in dem Exemplar des Posenschen Gebietes von Gorschewiß, Kreis Samter[4]). Der Fund ist auch unter Kazmiers-Komorowo[5]) bekannt. In dem reichhaltigen Fundbilde dieses Ortes erscheinen: Aermchenbeil, Toilettegerät-Besteck, italienische Fibeln usf.; Dinge, die auf direkten Import schließen lassen. Wir erinnern uns der Beziehungen unserer durch diesen Formenbesiß gekennzeichneten Menschengruppe zum Salz und Bernstein. Auch Einfuhrstücke aus dem adriatischen Kreis sind u. a.

[1]) Hermann: Die heidnischen Grabhügel Oberfrankens in den Landgerichtsbezirken Lichtenfels, Scheßliß und Weißmain. V. Ber. üb. d. Bestehen und Wirken des hist. Ver. zu Bamberg in Oberfranken von Bayern, Bamberg 1842, S. 27, § 11.

[2]) Reinecke: Grabfunde der 3. Hallstattstufe in Süddeutschland. Altertümer u. heidn. Vorzeit, 5. 1911. S. 308 ff. Taf. Fig. 1291/92.
Hermann: a. a. O. S. 18 und 23.

[3]) Hermann: a. a. O. Hügel 28.

[4]) Schwartz: Beitr. z. einem Jahresber. über die Funde in Posen im Jahre 1877. Zeitschr. f. Ethn., 10. 1878. S. 49 ff., Taf. 7, 6.

[5]) Kostrzewski: Wielkopolska w. Czasach Przedhistorycznych. Posen 1923 Fig. 364. S. 107 und S. 92 ff.

in Gorschewitz zum Vorschein gekommen; so sei neben anderem eine Bügelfibel mit Glaswulst (wie in Marzabotto) erwähnt (Kostrzewski S. 109, Fig. 373). Man gewinnt doch angesichts solcher Tatsachen die schon im ersten Teil der Arbeit des öfteren erörterte Ansicht, daß es sich bei der hinter diesem Kreise stehenden Menschengruppe um eine bewegliche Schicht innerhalb der anderen seßhaften, bereits stark mit germanischen Einschlägen vermischten Grundbevölkerung handelt. Das posensche Fundgebiet liegt auf dem Wege nach den Bernsteinstätten von Süden her. Man kann sich sehr wohl denken, daß in damaliger Zeit so etwas wie Faktoreien oder Lager, ähnlich wie im heutigen Kolonialgebiet europäischer Völker, bestanden haben könnte; etwa zwischen Hallstatt, dem Bernsteinland und Halle. Es ist ein solcher Gedanke nach dem sich uns bietenden Fundbilde nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn anders es überhaupt erstrebt werden soll, das systematisierte Fundbild zu historisieren. Dabei bleibt natürlich noch vieles problematisch und sollte gar an der Wirklichkeit vorbeigegangen sein, so kann eine neue Auffassung doch zumindest anregend wirken.

Das Exemplar von Gorschewitz hat neben der Achterschleife noch die Schwanenhalsbiegung, so daß eine bizarr wirkende Nadel entstanden ist.

Unter dem fränkischen Material nimmt eine zunächst verblüffende Sonderstellung die fragmentierte, echte Spiralscheibenkopfnadel mit Achterschleife von Groß-Ostheim, Bez.-Amt Aschaffenburg, in Unterfranken, ein. Bei näherer Betrachtung der Mainstraßenfunde jedoch gliedert sie sich vollkommen in den geschlossenen Formenkreis ein. Wir haben die Verbindung des oberfränkischen Kreises mit dem rheinischen, wie wir bei der Aufzählung der Steigbügelringfunde oben sahen, geben können. Im Fundbilde dieses Ortes erscheinen die typischen Toilettegeräte der Hallstattstufe III, außerdem Flügelortband, Bernsteinperlen und ein typisches großes Gürtelblech.

Wir kämen jetzt zu den Spiralscheibenkopfnadeln von Halle-Nord, dem in damaliger Zeit sicher im nördlichen Mitteleuropa wohl bedeutendsten Salzflecken. Die beiden Exemplare des Trothaer Gräberfeldes sind uns bereits vertraut; wir hätten ihnen noch ein drittes hinzuzufügen, das mit vielen anderen Gegenständen des Skelettgräberkreises von Halle als Sammelgut in die staatl. Smlg. zu Berlin gelangt ist. Wir dürfen danach annehmen, daß in Halle-Nord ursprünglich sicher noch mehr Nadeln dieses Typs vorhanden gewesen sind. Soll doch Bronzegut zentnerweise verschrottet worden sein. Die halleschen Nadeln nehmen zusammen mit den Stekscher Stücken insofern eine Sonderstellung ein, als nur sie den Peschiera-Nadeln direkt zu parallelisieren sind, ihnen also besonders nahe

stehen. Den prismatisch gehämmerten Kopfdraht treffen wir bei anderen einfachen Spiralkopfnadeln dieser Zeit (mit Ausnahme der nordischen) in Hallstatt selbst und im posenschen Junghallstattkreise (Kreis Schroda, Samter usf.) an. Das scheint mir darauf hinzudeuten, daß zu dem an der äußersten Peripherie gewissermaßen verhältnismäßig isolierten, durch wenige Sippen gehaltenen Randposten hallstättischer Kulturausbreitung (Faktoreien, Lager oder dergl.) direktere Beziehungen vom Kerngebiet aufrechterhalten, oder in gewissen Dingen die Ursprungsformen traditionell stärker gepflegt worden sein könnten, als dies in den engere Fühlung behaltenden, homogeneren Domänen hallstättisch-illyrischer Kultur in der Oberpfalz und Oberfranken mit ihrer faciellen Sonderstellung ohnehin vermutet werden kann. Wir beobachten noch heute den konservativeren Charakter, der durch wirklich fremde Umgebung in ihrer Eigenart bedrohten Grenz- oder Kolonisationsbevölkerung. Ich bin mir natürlich vollkommen des problematischen Wertes solcher Hinweise bewußt; sie mögen aber immerhin dazu beitragen, alle diese Fragen, da wir von wirklicher Lösung noch entfernt sind, in engere Diskussion zu stellen. Vielleicht ist es dafür noch zu früh, weil uns die restlose Materialkenntnis abgeht, oder schon zu spät, da immer mehr Funde für immer verloren gehen!

Nicht so ohne weiteres verständlich und deshalb zunächst von mir stark angezweifelt ist der Fund zweier Achterschleifennadeln mit Spiralkopf von Steßsch bei Dresden (im Zwingermuseum), die mit dem prismatischen Kopfdraht den halleschen am nächsten stehen. Da sehr viel sehr bedeutendes Material aus Halle-Nord gerade aus dem Skelettgräberkreis durch die Carosche Sammlung nach Dresden geraten ist, nahm ich zunächst an, die Nadeln seien irrtümlicherweise zwischen das Steßscher Material gekommen. Sie sind angeblich bei einem Skelett gefunden worden. Da nun Fortentwicklungen der Nadeln vom „Trothaer Typ" (also hallescher Provenienz), wie wir bereits sahen, in der Nähe vorkommen, gewinnt der Fund als von Steßsch stammend doch hohe Wahrscheinlichkeit. Schließlich ist zu bedenken, daß wir uns in Steßsch an der seit alters bekannten Elbstraße befinden. In Dresden wurde ich der Verbürgtheit des Fundes versichert.

Die von mir seit langem gehegte Vermutung, daß der schlesische junghallstättische Skelettgräberkreis (der ebenfalls gleichzeitig im Brandgräbermilieu erscheint), enge Beziehungen zum hallstättischen, pfälzisch-fränkischen und halleschen habe, wurde mir in Breslau zur Gewißheit. Es fanden sich nämlich, bisher unbekannt, drei Nadelfunde von Spiralscheibenkopfnadeln mit Achterschleifen vor. Die Nadeln erscheinen dort in einem Fundbilde, das ausgesprochenes Gut der Hallstattstufe III enthält, es sei an Toilettegeräte, Armreifen und Steigbügelring-Dekor, Aermchenbeile usf., z. B. Woischwitz, Groß-Tschantsch, Adamowitz usf. erinnert.

Die eine Nadel stammt aus Jeserit̃z, Kreis Nimptsch; sie ist vollkommen erhalten. Von einer zweiten aus Klein-Dresa, Kreis Strehlen (28 : 22 des Breslauer Museums) ist noch der Nadelschaft und die Achterschleife erhalten. Endlich ist noch ein fragmentiertes drittes Exemplar zu erwähnen, das aus Schönborn, Kr. Breslau, herrührt.

Mit diesen Funden erhalten die formal (bemalte Keramik) zwar gleiche Fazies aufweisenden keramischen Kreise in der Oberpfalz und in Mittelschlesien für ihre Verknüpfung eine neue, bisher nicht festgestellte Stütze. Ich denke hier besonders an die von v. Merhart untersuchte pfälzisch-fränkische und schlesische Weißgelb-Keramik [1]). Es ist m. E. angesichts der Funde von so spezialisierter Art wie der vorliegenden Nadel gemeinsame Herkunft der dahinterstehenden Formenkreise zu fordern; und die Betrachtungsweise Mahrs (s. oben) über den Vorgang der Ausbreitung der hallstättischen Kultur nach Norden hin, erhält eine solide Stütze. Wir finden, daß zwar Beziehungen aller hallstättischen Gruppen: der Pfalz und Frankens, Sachsen-Thüringens, Böhmens und Posen-Schlesiens untereinander in mehr oder weniger starkem Ausmaße trotz des Herausbildens von Sonderschattierungen aufrechterhalten wurden, daß aber der eigentliche Hallstatt-Einfluß im Ursprungsstrom die schon erwähnte Gabelung vor dem böhmischen Massiv erfährt und nach Nordwesten, das Donautal benützend, in das pfälzisch-fränkische Gebiet leitet und andererseits nach Nordosten hin, die mährische Pforte durchstoßend, in das mittelschlesisch-posensche Land einströmt.

[1]) Gero v. Merhart: Gräber mit bemalter Keramik aus Beilngries. Beitr z. Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 19, München 1915, S. 37 ff.

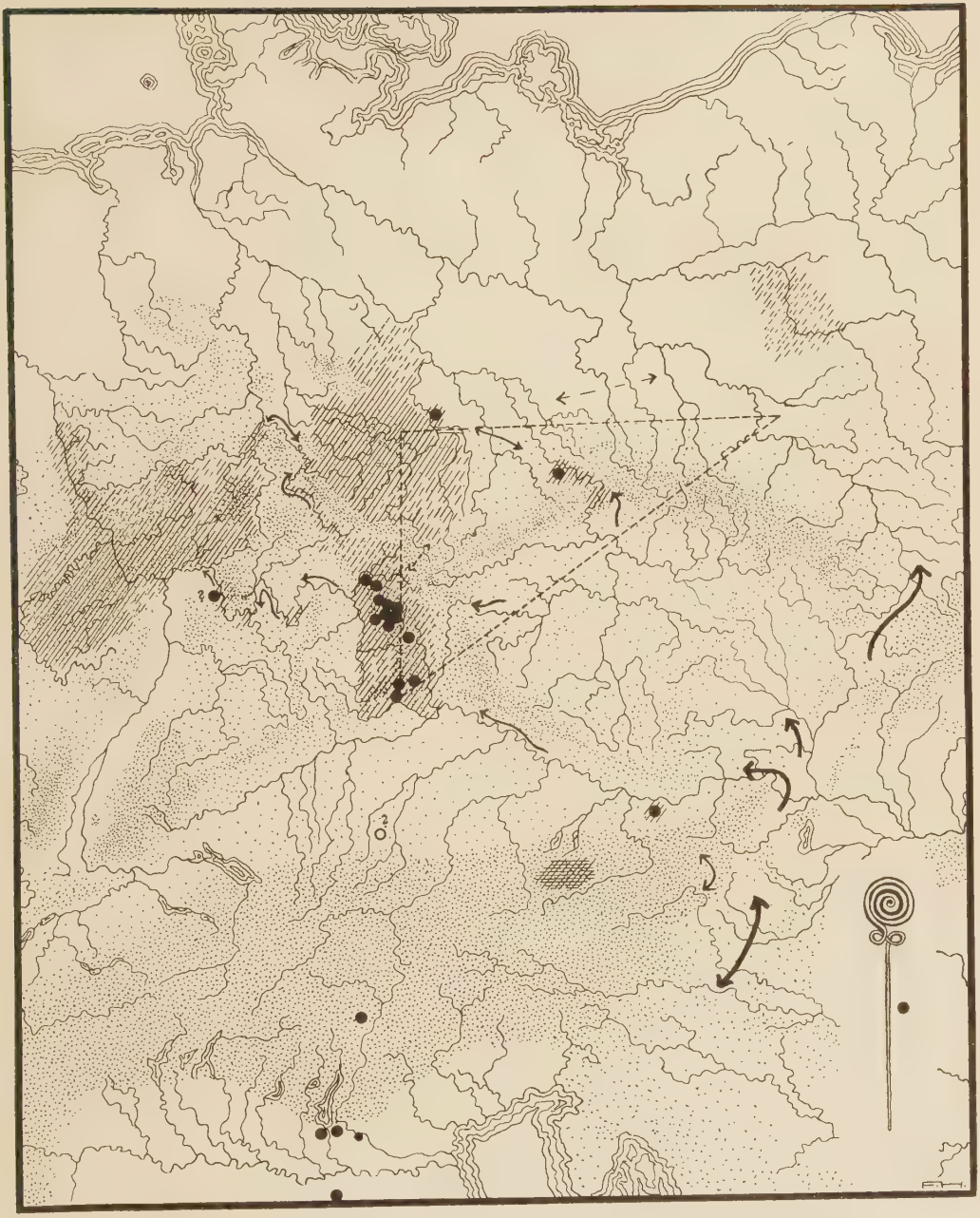

Abb. 41. **Verbreitungskarte der Spiralkopfnadel mit Achterschleife.**

Lebenslauf.

Ich, Friedrich Karl Robert HOLTER, ev. Bekenntnisses, wurde am 8. August 1901 zu Köthen i./A. geboren. Kam Ostern 1912 in die Sexta; nach Ablegung der Reifeprüfung auf der Lutherschule zu Eisleben, Ostern 1921, widmete ich mich zunächst dem Studium der Naturwissenschaften in Halle und Innsbruck. Ab 1923 studierte ich, einer alten Neigung folgend, in Halle Vorgeschichte, Anthropologie und Erdgeschichte. Von 1924 bis 1928 war ich Volontär, später Hilfsarbeiter an der Landesanstalt für Vorgeschichte daselbst. 1925 erschien im Anschluß an eine größere Untersuchung meine wissensch. Erstlingsarbeit als Bd. XII. der Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder (zugleich als Festschr. d. 47. Tagung d. Deutschen Ges. f. Anthr., Völkerkunde und Urgesch.). Im August 1927 erhielt ich einen Ruf in die Grenzmark-Posen-Westpreußen, dem ich im Juli 1928 folgte. 1929 begründete ich das Landesmuseum dieser Provinz zu Schneidemühl, dessen Direktor ich seitdem bin. Seit 1932 bin ich Landesarchäolog der Provinz und durch ministeriellen Erlaß alleiniger Staatl. Vertrauensmann f. d. kulturgesch. Bodenaltertümer im Bereiche der Grenzmark-P.-W. 1933 begründete ich ein anthropol. Archiv am Landesmuseum.

1926—1928 entstand die Arbeit, deren erster Teil in dieser Dissertation gedruckt worden ist. Die gesamte Arbeit wurde im März 1928 abgeschlossen. Die Schwierigkeiten bei der Drucklegung und deren Verzögerung entstanden aus meiner späteren, mich völlig beanspruchenden Tätigkeit. Besonderen Dank gebührt meinem Lehrer Professor Hahne, aus dessen Institut die Anregung zur vorliegenden Arbeit kam, und dem ich das Rüstzeug für die Lösung meiner Aufgaben an Deutschlands Ostgrenze verdanke.